

FAMA	Feministisch-
	theologische
	Zeitschrift
	12. Jahrgang
	Juni 1996

FAMA 2



Herumtreiberinnen

Es gibt Themen, die sind ein Muss, und es gibt Themen, die einfach dazu verlocken, daraus ein Heft zu machen.

Das geht zum Beispiel so: Eine von uns liest gerade ein Buch, stösst auf einen Begriff, ein Bild und kriegt es nicht mehr aus dem Kopf, bringt es an die Sitzung mit und schon macht es sich bei uns breit, wächst uns ans Herz und hat uns in die Finger gekriegt.

Herumtreiberinnen – dieses Wort schmeckte von allem Anfang an nach Neugier und Ruchlosigkeit und Mut und Grenzüberschreitungen. Nach Füssen, die schneller sind als der Kopf, nach Wünschen, die grösser sind als der Radius des Gegebenen.

Natürlich ist das Wort voller Zweideutigkeiten, je nachdem, wer es benutzt. Es ist ein altes Wort für eine alte Sache: den Versuch von Frauen, den Ausbruch zu wagen aus dem Haus, aus dem Korsett der Rolle, aus der Enge der Pflicht.

Das Motto des diesjährigen Luzerner Frauenkirchentages «Lasst uns aus der Rolle fallen, damit wir aus der Falle rollen» setzt auf eine ähnliche Bewegung: Druck, woher immer, der Risse erzeugt im Gefüge, in das die Rolle die Geschlechter spannt; Druck seitens der Frauen, seitens äusserer Faktoren wie geschichtlicher Veränderungen, ökonomischer Prozesse, denkerischer Neuentwürfe.

Nicht immer ist der Wunsch, aus der Rolle zu fallen, der Grund für Veränderung, oftmals einfach die Folge neuer Unternehmungen – seien dies nun geographische Welteroberungen durch Reisen oder kleidersprachliche Ausdrücke neuer Selbstentwürfe wie etwa das Aufkommen der Frauenhose.

Herumtreiberinnen bleibt ein ambivalenter Begriff, weil er sowohl die verheissene Freiheit der ungehinderten Bewegung in der Welt meint, als auch den Beiklang der Haltlosigkeit und des sexuellen Abenteuererinnentums trägt, den die Freunde weiblicher Tugendhaftigkeit in der freien Bewegung immer gewittert und verurteilt haben. So gesehen trägt das Wort seine Unschicklichkeit für Frauen, die immer eine sexuelle Note hat, sozusagen auf der nackten Haut.

War in mittelalterlichen Moralthandschriften das unnötige Aus-dem-Fenster-Sehen, das Verlassen des Hauses ohne Grund (jedenfalls für Frauen aus dem höheren Stand) bereits ein Zeichen von Sinnes-Lust – womit sie in diesem Fall, aus den falschen Gründen zwar, Recht hatten –, so wurde der Eintritt in die Welt ein paar Jahrhunderte später für den Grossteil der Frauen zu einem Muss. Seither treiben sich Frauen nicht nur als Welt-Reisende, sondern auch als Denkerinnen, Forscherinnen, Managerinnen, Journalistinnen, Künstlerinnen oder Politikerinnen, in den Zentren des Wissens, der Macht, der Weltaneignung und jeglicher Weltunordnung herum.

Sie tun dies natürlich nicht bloss intellektuell und spirituell, sondern auch ganz handgreiflich an Werkzeugen und Maschinen. Frauen, die sich nicht nur an Universitäten herumtreiben, sondern auch etwa am Steuer städtischer Busse sitzen, sind uns inzwischen selbstverständlich geworden, der Anlauf, um diesen Sprung zu schaffen, haben Frauen jedoch vor Jahrhunderten schon nehmen müssen und viele rennen noch immer.

Herumtreiberinnen – eine Hosenrolle? Die Überschreitung des eigenen festgelegten Geschlechts? Eine Reise ins Universum des eigenen Ichs und darüber hinaus? Ein Reisen, mit beiden Beinen auf der Erde: virtuell, geographisch, welterkundend; neugierig, lebenshungrig, zeitvergessen und trotzdem wird der verlorenen Tochter das beste Kalb geschlachtet, wenn sie heimkehrt, zuguterletzt?

Das Wort klingt noch immer gut, macht die Sinne aufmerksam und wach für die Grenzen und das, was dahinter liegen könnte.

Silvia Strahm Bernet

Herumtreiberinnen

Silvia Strahm Bernet

Herumtreiberinnen sind Frauen, die sich treiben lassen, ziellos und zeitvergnügt. Das Wort täuscht uns nicht. Es fragt sich höchstens, wem es gehört. Jenen, die dastehen und zusehen, mit gerunzelter Stirn, nichts Gutes ahnend, das Urteil bereit. Oder jenen, die aus den Zügeln schlüpfen, neugierig und offen, die Sinne hungrig, wie trockene Schwämme.

Die Sache ist gefährlich, Neugier keine Tugend, nicht für Frauen.

Früher war das so, aber früher, das ist eine relative Sache.

«Treib dich nicht noch lange herum, sondern komm nachher auf dem schnellsten Wege nach Hause!» Wir kennen diesen Satz noch, wissen noch, was hinter dem Vorhang der Worte gespielt wurde: die Welt als Drohung, das Draussen als ein gefährlicher Ort, nur scheinbar harmlos; die vertraute Strasse, die Vorgärten, die Vögel in den Bäumen, die Glätte, das Schmucke der Oberfläche täuscht; irgendetwas lauert da, vielleicht, möglicherweise, man muss sich vorsehen.

Man geht von A nach B, man hat ein Ziel, man erreicht es ohne Umwege am besten. Zweckloses, selbstvergessenes Umhergehen verspricht nichts Gutes. Nicht weil die

Zeit ungenutzt bleibt, nicht wegen Herumtrödelns, was schlecht genug ist, nein, weil es Aufbruch verheisst, weil die Gedanken dabei die bekannten Pfade verlassen, sich träumend wiegen auf dem, was in die Augen dringt, in die Ohren, ins Blut.

Die Drohung darin, in der Abweichung, im Herausfallen aus der Ordnung, die sichert und Pflicht ist, hat Tradition. Kommt von weither, klingt noch nach, auch wenn wir inzwischen über den Rand dieser alten Welt sehen, hinausgeklettert sind und uns frei bewegen – im Kopf und in den Strassen, zumindest, wenn der Tag hell ist und die Nacht noch jung. Zurücksehen lohnt trotzdem. Wir, gebrannte Kinder, wissen, wie wenig wirklich vergeht, wie viel Altes sich in unseren Bodensatz mischt, wie vielen der Tag noch heute damit gefangen wird.

Das Mittelalter beispielsweise

Es liegt uns fern, ein paar Jahrhunderte Vergangenheit dazwischen, sagen wir, naiv, wie wir noch immer sind, glauben an die Zeit, die sich aufreißt, wie die Glieder einer Kette, auch wenn wir es eigentlich besser wissen müssten: Für Frauen laufen die Uhren anders; vorwärts, rückwärts, rennen, bleiben stehen, werden angehalten, mit fester Hand; wir wissen, wer immer sich den Zumutungen der Gegenwart verweigert, (ver)wünscht die Frauen ins Haus der Tradition, verschleiert mit Vergangenheit.

Wir tun nur so, als verginge die Zeit in Epochen, als gäbe es auf Enge Weite, auf Grenzen Freiheit, stetig wachsend, als mutierte den Menschen Vernunft und Gerechtigkeit und Mitgefühl die Gene ins kommende Paradies.

Welt-Sicht

Als der Mensch sich auf zwei Beine stellte, schreibt der Philosoph Sloterdijk, sei ihm der Horizont geboren. «Wenn er den Kopf hebt, tritt das Wirkliche in Beziehung zum Möglichen»¹⁾, ereignet sich Weltbewusstsein als Überschussbewusstsein. Dass der Mensch auch eine Frau ist, das hat nicht immer sollen sein. Überschussbewusstsein taugt für sie nicht, die Möglichkeiten machen schwindlig, lassen sie aus dem Wirklichen taumeln. Also hat man Häuser erfunden, mit Türen und Fenstern zum Verriegeln; Kinder hat man ihr zugesellt und Webstühle und Stickrahmen, später jedenfalls, auch wenn das bereits Privilegien waren. (Der grosse Rest schufete sich wohl nicht an Stickrahmen zu Tode.)

Das Haus ist der Frauen Welt

Die Tugendanweisungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit haben dies deutlich gemacht und lange nachgewirkt. Zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert sind unzählige Traktate und Predigtbücher entstanden, eindringlich bemüht, den Frauen auf ihrem beschwerlichen Weg durch die Versuchungen des Lasters, die Tugendpfiler abzustecken, auf dass sie sich nicht im Sumpf der Sünde verlorengingen.²⁾

Die Frau, das war gewiss, muss beaufsichtigt werden, am besten durch sich selbst. Das hat sie denn auch gelernt, bis heute,

auch wenn andere ihr dabei gerne behilflich waren.

Die gelungenste Form der Beaufsichtigung ist das Gefängnis, die zweitbeste das Haus, über dessen Schwelle man nicht unnötig tritt, aus dessen Fenster man nicht unnötig schaut. So gesehen hätten die Frauen auch weiterhin auf vier Beinen gehen können, der aufrechte Gang hatte ihnen ganz offensichtlich nicht viel eingebracht, ausser dem verwerflichen Wunsch eben, sich in der Welt herumzutreiben, die am Horizont als Verheissung auftauchte.

Dieser Wunsch alarmierte die Prediger und Moralisten. Sie entdeckten darin eine Form intellektueller und moralischer Ruhelosigkeit, die ihnen schon in der Natur der Frauen zu liegen schien: Nie wirklich unterdrückte Neugier, Instabilität der Stimmungslagen und Affekte treiben die Frau dazu, immer etwas Neues zu suchen, fremde Dinge kennenzulernen, ihre Meinung oft zu ändern, das zu verlangen, was sie nicht hat und sich von Leidenschaften und Trieben leiten zu lassen. Also musste die Bewegung von aussen nach innen gehen: Weil die Neugier fortreibt, muss die Frau drinnen bleiben – im Haus und in ihrem Körper; ihre Seele ist ihre Welt, die es zu erobern gilt. Weil sie zur Gefühlsverfallenheit neigt, muss sie sich Zügel anlegen: Zurückhaltung in den Gesten und Worten, Einschränkung der Bewegungsfreiheit, Begrenzung der Zugangsmöglichkeiten zur Welt der Kultur und der Arbeit; und Zurückhaltung auch, was ihren Körper betrifft: Diät, Verzicht auf Kosmetik und schmückendes Kleid. Bescheidenheit – auch das eine Melodie, vielfach gespielt. Essen und Trinken wecken in der Frau Begehrlichkeit, also Diät; schöne Kleidung, Schmuck und Schminke wecken im Mann Begehrlichkeit, also Schlichtheit; Müsiggang ist das allergefährlichste, also Fleiss; im Haus als Geschäftigkeit, ausserhalb des Hauses als Barmherzigkeit. Gutes zu tun, wird die einzige Möglichkeit, ausserhalb des Hauses mit der Welt eigenständig in Kontakt zu treten.

Vieles scheint seltsam vertraut, anderes grundlegend verschoben. Keine Prediger und Moralisten sagen uns Heutigen, was wir zu tun und was zu lassen haben, sondern Markt und Mode; nicht von der Kanzel herab, sondern in den Frauenzeitschriften werden uns die Leviten gelesen.

Die Neugier aber ist uns nicht mehr verboten; ob sie erwünscht ist, wer weiss?

Aber was kümmert's uns, wenn uns dafür am Horizont die Welt aufgeht.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin, Mitarbeiterin der Frauenkirchenstelle Luzern und Mitredaktorin von FAMA.

¹⁾ Peter Sloterdijk (Hrsg.), *Vor der Jahrtausendwende. Berichte zur Lage der Zukunft Bd.2*, Frankfurt a.M. 1990, 707.

²⁾ Vgl. Georges Duby/Michelle Perrot (Hrsg.), *Geschichte der Frauen, Bd.2: Mittelalter. Die beaufsichtigte Frau*, Frankfurt a.M. 1993, 85-119.



«Es drängte sie, die Welt zu sehen»

Reisendinnen
im 19. und 20. Jahrhundert

Li Hangartner

4 «Aber was soll ich glauben, wenn Dir der, nicht scherzhafte, nur allzu ernstliche Wunsch entschlüpft, Du möchtest die Welt bereisen? Ist es auf Reisen, dass man Geliebte sucht und findet? Ist es dort, wo man die Pflichten der Gattin und Mutter am zweckmässigsten erfüllt? Oder willst Du endlich, wenn Dir auch das Reisen überdrüssig ist, zurückkehren, wenn nun die Blüte Deiner Jahre dahingewelkt ist, und erwarten, ob ein Mann philosophisch genug denke, Dich dennoch zu heiraten? Soll er Weiblichkeit von einem Weibe erwarten, deren Geschäft es während ihrer Reise war, sie zu unterdrücken?» (...) «Nicht einen Zaun, nicht einen elenden Graben kannst Du ohne Hilfe eines Mannes überschreiten...»¹⁾

Mit diesen Worten versuchte Heinrich von Kleist seine lebensstüchtige Schwester Ulrike vom Reisen abzuhalten. Doch vergeblich: Weder gesellschaftlicher Status noch herrschendes Frauenideal konnten zahlreiche Frauen in der damaligen Zeit daran hindern, ausgedehnte Reisen nicht nur innerhalb Europas, sondern auch in andere Kontinente und Kulturen zu unternehmen. Es waren vor allem Ehefrauen und Töchter der Aristokratie und des wohlhabenden Bürgertums, die in Begleitung ihrer Väter oder Ehemänner, aber oft auch aus eigenem Entschluss in die Ferne zogen, und dies über Monate und Jahre. Die frühesten Berichte von Frauenreisen stammen aus der Zeit um 380, und seit dem 18. Jahrhundert gibt es eine eigentliche weibliche Tradition des Reisens und Schreibens. Die «weiblichen» Reisen verliefen in vielerlei Hinsicht anders als die der Entdecker und Abenteurer. Die Reisendinnen (Ida von Hahn-Hahn) waren weder als Eroberinnen noch als Kauffrauen, selten als Spioninnen, Diplomattinnen oder Missionarinnen unterwegs, sie entdeckten keine Kontinente und leiteten auch keine Expeditionen. Was immer die Frauen herumgetrieben hat, ob Neugier, Abenteuerlust oder der Drang zu forschen, ihnen gemeinsam ist der Kampf, den sie gegen die Reduzierung auf das Frauenideal ihrer Zeit geführt haben. Im althochdeutschen risan – aufstehen, sich erheben, aufbrechen zu kriegerischer Unternehmung – klingt etwas von diesem Aus- und Aufbruch aus dem Dasein als Mutter, Haus- und Ehefrau nach. Travel leitet sich vom französi-

schen travail ab, was Mühe und Arbeit bedeutet: So gesehen, ist reisen ein mühevoller Prozess, ist Arbeit an sich selbst in Auseinandersetzung mit der Männerwelt, mit der eigenen wie der fremden Kultur. Die Reisendin ist nicht die strahlende Heldin, die alle Abenteuer unbeschadet übersteht, sondern die Suchende, die das Abenteuer ihres eigenen Lebens wagt und dabei auch auf Abwege gerät. Reisen ist ein Denken in Bildern des Anderen, um an der Schwelle der Fremde zu sich selber in ein neues Verhältnis zu treten.²⁾ Die folgenden Ausschnitte aus Reiseberichten, Tagebüchern und Briefen versuchen die Frage zu klären, was die Reisendinnen antrieb, was sie dazu drängte, die Welt zu sehen.³⁾

«Ich bin mit dieser Reise- und Wanderlust geboren worden, solange mich häusliche Pflichten fesselten, drängte ich jene Sehnsucht zurück; da ich frei war, da meine Kinder der pflegenden Mutter nicht mehr bedurften und als selbständige Menschen selbst in die Welt hinausgingen, da erwachte das lange zurückgehaltene Verlangen aufs neue und trieb mich hinaus.»

«Wer ähnliche Reisen unternimmt, muss abgehärtet sein wie der Eingeborene. Ich war es, weil ich es sein wollte.»

Ida Pfeiffer, 1797–1858



Ida Pfeiffer

«Also nicht um Erinnerungen – sondern um Hoffnungen zu sammeln, ...mache ich diese Reise...» «Das muss ich denn aber doch sagen: wer das Reisen wie eine oberflächliche Zerstreuung betrachtet, der gehe nicht in den Orient. Vergnügungen bietet er nicht, nur Lehren und Offenbarungen. Das habe ich vorausgesetzt, sie gesucht und gefunden, und darum bin ich vollkommen mit meiner Reise zufrieden, nur freilich wieder in meiner Art und Weise: ohne Extase und Übertreibung.»

Ida von Hahn-Hahn, 1805–1880

«Alleinreisen ist Zwiesgespräch; nur das Fremde, Neue, nur das eigene, aufnahmefähige Ich. Jeder Dritte stört. 'Aber', so wird erwidert, 'man will sich doch aus-

sprechen!' Diesen primitiv naiven Drang kann man sich abgewöhnen.»



Marie von Bunsen

«Selbstverständlich bin ich viel gereist. Es wäre doch stumpfsinnig, schwunglos gewesen, hätte ich es nicht getan, besass ich doch Musse, Gesundheit, Mittel, Unabhängigkeit und Interesse... Mir genügt alljährlich eine Abwesenheit, denn ich bin ausgesprochen häuslich und liebe meine vier Wände, liebe Berlin, liebe den regelmässigen Lebensrhythmus... Noch kann ich umherschweifen, und so den Lebenskreis erweitern. Noch spinne ich an verschiedenen, auch aussereuropäischen Reiseplänen.»

«Luftschlösser trug ich jahrzehntelang mit mir herum, sie haben sich immer verwirklicht; mögen meine andern Gaben noch so beschränkt sein, zum Reisen hatte und habe ich Talent.»

Marie von Bunsen, 1860–1941

«Was mein persönliches Lebensziel betrifft, möchte ich zwei Dinge erreichen: erstens, das Vertrauen zu haben, dass noch mehr Zeit vor mir liegt, mich nicht durch die engen Grenzen eines Lebens beirren zu lassen; und zweitens, den Tod als ein neues, wunderbares Abenteuer zu empfinden. Wenn diese beiden zu einem wirklichen Gefühl der Sicherheit werden, hat das, was in mir lebt, sein Ziel erreicht – und ich hoffe, dass ich mein Ziel erreiche. Es würde die absolute Befreiung von Angst bedeuten, die letztlich eine Form der Sklaverei ist... Sein Leben aufs Spiel zu setzen erscheint mir die einzige Möglichkeit, ein wirkliches (im Unterschied zu einem nur theoretischen) Gefühl der Unsterblichkeit zu erlangen, es sei denn, man gehört zufällig zu den Glücklichen, denen ein unerschütterlicher Glaube in die Wiege gelegt wurde.»

Freja Stark, 1893–?

«Auf jeder Reise kann man merken, wie sich der geistige Horizont weitet, wie er wächst, und man selbst mit ihm. In so fremden Gebieten ist das Wachstum fast schmerzlich, denn es geht allzu schnell vor sich, erschüttert sogar körperlich

durch die Fülle der Eindrücke, verbunden mit neuer Umgebung.»

«Mein Herz aber ist unverankert, heimatlos, daher ist mir die ganze weite Welt immer nur Nest geblieben, von dem zu scheiden mich keine Träne gekostet.»

«Wo ich auch hinkam, geschah es um zu leiden; in diesem Leben oder in einem anderen, in Indien oder daheim, es gab für mich weder Frieden noch Glück.»

«Warum musste ich Zeit meines Lebens bei denen bleiben, die ich nicht leiden konnte, und von jenen scheiden, die mir angenehm waren?» «So oft ich Freunde machte, musste ich weiter. Das war in meiner frühesten Jugend so gewesen, war es auf der Weltreise und wird es immer sein.»

Alma Karlin, 1889–1950



Freya Stark

«Alle meine Reisen, besonders in unerforschte und 'verbotene' Regionen, waren – beinahe zwanghaft betriebene – Traumverwirklichungen. Anders kann iches nicht ausdrücken. Schon von meinem fünften Lebensalter an, als frühreifes kleines Ding in Paris, sehnte ich mich über die engen Grenzen, in denen ich wie alle Kinder meines Alters gehalten wurde, hinaus. Damals gingen meine Wünsche, über die Gartenpforte hinweg, auf die daran vorbeiführende Strasse und hinaus in die unbekannte Ferne. Aber wunderbar genug, bestand dieses Unbekannte für mein Kindergemüt immer nur aus einem einsamen Fleck Erde, wo ich allein und ungestört hausen wollte, und da der Weg dahin mir nun einmal verschlossen war, suchte ich die Einsamkeit hinter jedem beliebigen Busch oder Sandhaufen im Garten. Später erbat ich von meinen Eltern nie andere Geschenke als Reisebeschreibungen, Landkarten und als höchstes Glück eine Ferienreise ins Ausland.»

«Denn: Die Entdeckungsreise im eigentlichen Sinn, die Suche, ist nicht tot, ist un-

sterblich, vielleicht ewig... man geht auf den Horizont zu, weiss, dass man ihn niemals erreicht, aber der Weg ist Freude an sich.»

«Blicke ich auf meine Jugend – einschliesslich meiner Kindheit – und alle die Tage, die darauf folgten, zurück, so habe ich den Eindruck, einem Alptraum, einem glühenden Backofen entronnen zu sein...»

«Glaub bitte nicht, mein Lieber, dass ich, obwohl ich fern von Dir bin und, ich verhehle es nicht, sehr viel Freude an meinem Studienaufenthalt in Asien habe – glaub bitte nicht, dass Du mir gleichgültig bist oder ich Dich nicht gern habe. Dies mag oberflächlichen Geistern paradox erscheinen, aber wirklich nur denen. Wir haben alle beide, und ich wahrscheinlich noch mehr als Du, eine starke Neigung zum Junggesellenleben. Mit mir fühlst Du Dich wahrscheinlich nicht genug verheiratet, mit einer anderen hättest Du Dich vielleicht zu sehr verheiratet gefühlt. Das zweite wäre, so wie Du beschaffen bist, mein Lieber, noch hundertmal schlimmer gewesen; dann wärest bestimmt Du von zu Hause ausgerückt!»

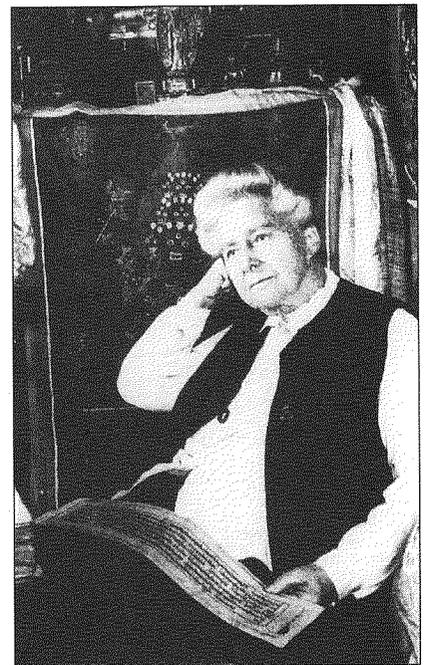
«Ein Traum lässt mich nicht mehr los, etwas Unbekanntes zieht mich an, oder richtiger – denn ich weiss wohl, worum es sich handelt: das Ziel meines ganzen Lebens und vielleicht vieler anderer Leben. Alles, was ich sagen kann, ist folgendes: Ich möchte meine Reise beenden und die Bücher schreiben, die mir vorschweben.»

«Vor dem Grenzposten, zu dem ich geführt wurde, schwor ich mir insgeheim, dass ich Lhasa allen Hindernissen zum Trotz erreichen würde, schon um zu zeigen, was der Wille einer Frau vermag.»

«Wenn jedoch niemand auf der Welt sein Leben gelebt hätte und seinen Träumen nachgegangen wäre, wo stünden wir dann wohl jetzt? Wenn alle darauf verzichtet hätten, ihrer Berufung zu folgen, alle: ein Buddha, ein Christus, die Gesellschaftspropheten oder die Pioniere der Wissenschaft, wenn sich alle mit gestutzten Flügeln irgendeiner häuslichen Pflicht, von der selbstverständlich niemand enthoben ist, gewidmet hätten – nicht auszuzahlen, in welch eintönigen Lebensraum wir uns versetzt sähen!»

«Du hast es begriffen, und zwar mit grosser Weisheit: Ein Vogel, den man gewaltsam in einen Käfig sperrt, der den Kopf ins Gefieder steckt und sich in eine Ecke verkriecht, ein Vogel, der nicht mehr singt, wie Du schreibst, ist etwas Trauriges und Erbärmliches, und es wäre töricht zu glauben, der Herr dieses armen Tierchens könnte viel Freude an ihm haben.»

«Und deshalb – ich leugne es nicht – schreckt mich die Vorstellung ein wenig, ins abendländische Leben zurückzukehren. Ich würde gleichzeitig mit meinem Jogigewand auch die unsichtbare Hülle des Friedens, der mich hier umgibt, ablegen; ich wäre wieder eine 'Dame' – und zwar diesmal eine alte Dame –, die die



Alexandra David-Neel

Strapaze auf sich nähme, ihre Hüte so auszuwählen, dass sie die Falten ihres Gesichts verbergen und damit ein klein wenig Selbstbetrug ermöglichen; ich würde wieder Bekannte zu Tee und Abendessen zu mir bitten, würde selbst eingeladen werden und müsste das leere Gerede von Männern und Frauen ertragen, die dem Tode entgegnetrotten wie eine Herde ahnungsloser Schafe dem Schlachthof, müsste ihre Grimassen, ihre unsinnige Erregung mit ansehen, wenn sie sich ereifern, und wäre gezwungen, mich wie sie zu verhalten... Welch erhebende Aussicht!»

Alexandra David-Neel, 1868–1969

Li Hangartner ist Theologin, arbeitet im Romero-Haus und bei der Frauenkirche in Luzern im Bereich Frauenfragen und Feministische Theologie und ist Mitredaktorin der FAMA.

¹⁾ Lydia Potts (Hrsg.), *Aufbruch und Abenteuer. Frauen-Reisen um die Welt ab 1785*, Frankfurt am Main 1995, 19.

²⁾ vgl. ebd. 9–23.

³⁾ Alle folgenden Textauschnitte sind dem Buch von Lydia Potts, *Aufbruch und Abenteuer entnommen, mit Ausnahme der Texte von Alexandra David-Neel. Diese stammen aus: Mein Weg durch Himmel und Höllen. Das Abenteuer meines Lebens. München 1995 und Wanderer mit dem Wind. Reisetagebücher in Briefen 1904–1917, Wiesbaden 1979.*

Ausflüge ins Universum

Luisa Francia

6 In der Galerie in München, wo ich vor einigen Jahren meine Bilder ausstellte, lief zur gleichen Zeit eine «virtual reality performance». Eines Tages setzte ich mir die Haube auf, zog den Handschuh über und stürzte mich in die Cyberspace-Welt – und war verblüfft. Die mickrige Phantasie der Computerfreaks konnte nichts weiter als eine comic-Version der unendlich bunten, reichhaltigen, fleischig-sinnlichen Phantasiewelt wiedergeben, die noch dazu von offensichtlichem Mangel an Inspiration geprägt war.

Was mir aber so deutlich klar wurde, war die Tatsache, dass die zitterigen Hirne hinter den Silicon-Valleys dieser Welt eigentlich nur dort hin wollen, wo ich schon die ganze Zeit bin: ins Universum.

Das Universum, das ist eine meiner Grunderkenntnisse meiner Kindheit, verliert nichts. Schon in sehr jungen Jahren fiel ich vor dem Einschlafen, wie so viele Kinder, in eine spontane Trance. Ich liess mich nach hinten fallen, trieb durch die Dunkelheit, von winzigen Lichtpunkten geleitet, und wenn mich die Panik erfasste, stellte ich mir entweder den Rand der Erde mit drei spitzen Häusern oder einen Heuwagen auf der Hauptstrasse unseres Dorfes vor, auf dem ich weich und sicher landete. Ich erschreckte meine beste Freundin und meine Schwester eines Nachts im Gebirge zu Tode, als ich glaubhaft versicherte, hinter der nächsten Wegkurve käme uns unser Doppel entgegen und wir würden uns auflösen. Wir galoppierten in Panik zurück zur Hütte, wo die Heiterkeit meiner Mutter alle Gefahren verblassen liess.

Vergessen habe ich diese Ausflüge nie. Sie wurden alle lebendig, als ich neulich vor dem Einschlafen eine Art Pochen im Körper wahrnahm, das vorher nicht dagewesen war. Ich habe mir abgewöhnt, in solchen Momenten zu glauben, dass ich wahnsinnig werde. Denn ich habe in vielen erschreckenden Erfahrungen nur eins festgestellt: die Realität ist um so vieles reicher und vielfältiger, als wir's uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen können, dass es einfach nicht angebracht ist, den Suppentellerrand schon für das Hausdach zu halten.

Jedenfalls ging ich diesem Pochen nach. Da ist die Dunkelheit, in die ich immer falle, wenn meine gebündelte Konzentration nach innen wächst. Ich spüre noch den



Rücken, der auf der Unterlage aufliegt und mich in der irdischen Realität hält, aber schon verschwindet das Gefühl für die äusseren Körpergrenzen und ich dehne mich nach innen aus. Es ist, als ob durch das Überschreiten der Hautgrenze nach innen ein Raum eröffnet wird, der unendlich tief, dunkel, geheimnisvoll ist. Das Fliesen der Körperflüssigkeiten ist spürbar, die Enge der Kommunikations-Infrastruktur auch, überall flitzen Botenstoffe, werden Substanzen transportiert, ausgetauscht, arbeiten Organe. Tiefer hinein, dunkler wirds, stiller. Je tiefer ich einsinke in die Enge des Körpers, desto weiter wird der Raum.

Plötzlich die schockartige Erkenntnis, die ein Spruch von Novalis schon einmal beschrieb: die Reise ins Universum ist ein Weg nach Innen. Nicht in die Psyche, in die Gefühle, sondern in die Verdichtung, in die kleinste Zelle, in das kleinste Fragment dieser Zelle. Aber wie soll das gehen? Klar geht das, ich lebe doch in diesem Körper, ich kann mich doch mit dem winzigsten Teil genauso spüren, wie mit der Ausdehnung der Haut. Also hinein. Weit, weit ist dieser Raum, der so mikroskopisch klein doch die Grenzen aller engen Strukturen auflöst. Eine Art Echo hüllt mich ein. Klang, Echo, Klang, Echo. Es ist der weit entfernte Herzschlag, die Nabelschnur zum Körper. Ich sinke noch tiefer ein. Wirble durch den Raum, drehe mich, und da ist es, das Gefühl meiner Kindheit, ich falle, nach hinten, lasse mich fallen und schwebe. Durch die engste Stelle, das Nadelöhr meiner Körperwahrnehmung, bin ich in den weitesten universellen Raum katapultiert worden. Doch diesmal gibt es keine Panik. Mein Raumschiff ist der Körper. Ich fliesse mit einem Strom von Wärme in noch tiefere Dunkelheit. Wie ein Körper fühlt sich jetzt der Raum an, der mich zieht. Sind wir winzige Organismen in einem grösseren Körper? Parasiten, die von gutmütigen Lebewesen geduldet werden? Ich lande in einer Art Magnetfeld, fühle mich gehalten, getragen. Wo bin ich? Keine Form, keine Sprache, keine Erklärung gibt mir Halt. Ich bin einfach zu einem Partikel des Universums

verdichtet. Ich spüre, hier ist die vollkommene Auflösung und zugleich die allumfassende Möglichkeit neuer Formen. In diesem Raum wird alles erträumt, was sich materialisiert, wächst, stülpt sich durch die Grenzen der Nichtwahrnehmbarkeit nach aussen und gelangt ins Sein. Alles, was ich gestalten will, alles, was ich rufen will, alles, was ich so dringend suche, hat hier seinen Anfang. In diesem Raum, unendlich dicht, unendlich weit, lässt sich alles verbinden und alles lösen. Alles pulst hier.

Ich denke, die frühen Kulturen nannten diesen Raum Kali und Phalden Lhamo und Dao und Oya. Denn der Raum gleicht einer Mutter, die wachsen lässt, gebiert und wieder zurückholt. Aber er gleicht auch einer ursprünglichen erfinderischen Energie, einer Quelle, die aus einem noch tieferen Raum sprudelt. Ich steige wieder auf, leicht wie ein Heliumballon. Schlüpfe zwischen den sich ständig wandelnden Grenzen der Zellen hindurch zurück in meinen Körper, den ich jetzt wie eine bewegliche, tanzende Ansammlung von Impulsen wahrnehme, erinnere mich wieder an die alte Raumordnung, rufe mich wieder ins Leben zurück, mit allen Organen, mit Armen und Händen, Beinen und Füßen, die Haut verbindet zumindest in der Phantasie, die ganz von dieser Welt ist, den Körper wieder. Ich dehne mich hinein, weiss jetzt um die Beweglichkeit, um die energetische Wandelbarkeit meines Körpers, lande auf dem Heuwagen auf der Dorfstrasse meiner Kindheit und atme mich neu ein.

Luisa Francia, Autorin und Filmemacherin (u.a. «Hexen», «Die Anstalt», «Nur in der Fremde ist der Fremde fremd»), lebt bei München. Sie ist mit alten Frauentraktionen verschiedenster Kulturen vertraut und verknüpft das Wissen der Ahninnen mit aktuellen politischen, ökonomischen und ökologischen Themen.

Reiseführer durch das Internet

Katrin Gyax

Ob frau es will oder nicht, das Internet ist hier und wird nicht in absehbarer Zeit verschwinden. Was soll das Ganze eigentlich, und warum sind die Medien momentan so voll davon? Ist es brauchbar, reiner Zeitvertreib, nützlich oder bloss ein Spielzeug für Männer? Die Antworten sind: ja, ja, ja und ja. Das Internet entspricht dem Lebensklischee; es ist, was man daraus macht.

Was ist das Internet?

Die ganze Geschichte fängt vor 27 Jahren an, mitten im Kalten Krieg. Das amerikanische Kriegsministerium entwickelte ein Computernetzwerk, bei dem alle damit vernüpften Computer selbständig weiter funktionierten, auch bei Absturz eines der Hauptsysteme. Eine praktische Sache, wenn man sein Land verteidigen will: Liegt Washington bereits in Trümmer, kann man Moskau via Computer von Seattle aus sprengen. Mit der Zeit schlossen sich Universitäten und Colleges an, um den akademischen Informations-Austausch zu vereinfachen. Als die Computer auch im Büro und zu Hause Einzug hielten, vervielfachten sich die BenutzerInnen des Internets dermassen, dass das Kriegsministerium sich in ein neues Netzwerk zurückzog.

Vor ungefähr vier Jahren explodierte das Ganze, und das Internet wurde in den Vereinigten Staaten zum Alltag. Heute benötigen die AmerikanerInnen das Internet nicht nur für das berühmt-berüchtigte Pornoglotzen oder für endlose Computergespräche, sie buchen Ferienflüge von zu Hause aus, bestellen die Samstags-Pizza, Theaterbillette, Kleider, erledigen Bankgeschäfte gross und klein, spielen interaktiv, erstellen eigene Firmen und engagieren sich für Hilfswerke.

Ja, also, toll für die Amis, da haben sie wieder etwas zum Spielen und lassen uns dabei hoffentlich in Ruhe, aber was heisst das für den Rest der Welt? Unendlich viel. Was das Telefon im 19. Jahrhundert, ist die Computerkommunikation im 21. Genauso wie es möglich ist, in alle Welt zu telefonieren, so ist es auch möglich, international per Computer zu kommunizieren. Das Internet ist nicht mehr als eine Verknüpfung von Computern, ob klein wie meiner zu Hause oder gross wie der zentrale Computer der Universität Stanford in Kalifornien. Ein unhierarchisches, demokratisches Medium mit Möglichkeiten

ohne Grenzen. Für alle, die sich Computer und Telefonanschluss leisten können, wohlverstanden.

Wo ist der Weg zum Internet?

Weltweit ist das Internet auf jedem Kontinent verbreitet (nein, Antarctica habe ich nicht vergessen), aber natürlich nicht gleichmässig. Die grösste Anzahl BenutzerInnen pro Kopf befindet sich, laut Spiegel vom 11.3.96, in den USA, Kanada, Skandinavien, Holland, Australien, Neu Seeland und der Schweiz. Klar ist, dass der materielle Besitz eines PC's allein nicht genügt, es braucht auch noch eine zuverlässige Telefonleitung, was nicht einmal in der sogenannten Ersten Welt immer der Fall ist. Unmöglich wäre es nicht, den Rest der Welt via Satellit zu vernetzen. Allerdings wäre dies eine Riesenarbeit ohne finanziellen Gewinn – so dass ich mir diese Grosszügigkeit nur bei Hilfsorganisationen vorstellen könnte.

Statistisch gesehen ist das Internet eine weitere Technologie, die hauptsächlich von Männern benutzt wird. Schwer zu schätzen, wie viele Frauen eigentlich vernetzt sind, den meisten Angaben zufolge sind zehn bis zwanzig Prozent der BenutzerInnen Frauen. Da eine solche Statistik über BenutzerInnenadressen läuft, sind diejenigen nicht einbezogen, die den PC ihres Mannes oder Freundes benutzen, oder diejenigen, die eine geschlechtsneutrale Adresse haben (bei meiner Adresse, gygatext@access.ch, wäre das Geschlecht genauso schwer zu eruieren). Frauen auf dem Netz sind aber problemlos zu finden, z.B. unter Namen wie FEMNET, FEMA-LA, SAMIANET. Hier sind Informationen, sorgfältig gejäht und sortiert, für, von und über Frauen zu finden. Übrigens: Pornographie auf dem Netz beschränkt sich nicht nur auf die männlichen Kunden, es gibt sie dort auch für Frauen.

Die Sehenswürdigkeiten:

Zurück zum Internet als Telefon des 21. Jahrhunderts. Der Unterschied liegt darin, dass dieses System anders als das Telefon auch eine Informations-Quelle ist.

Information

Wer schreibt, liest, sich interessiert, andere motivieren will, findet seine Informationen auf dem Netz. Feminismus? Theologie? Brownie-Rezepte? Das Internet ist das grösste Lexikon der Welt. Durch Such-Programme findet man beinahe alles; Hintergrundmaterial über Rumänien, um sich für ein Referat vorzubereiten, die politische Lage Mexikos, Information zum friedensfördernden E-Mail Netzwerk ZaMir im ehemaligen Jugoslawien. StudentInnen haben Zugang zu Texten und Bildern aus Universitäten in der ganzen Welt. Wer jeden Morgen diagonal durch die Zeitschriften lesen möchte, braucht nur aufzuschalten, die meisten grösseren Zeitungen und Magazine sind auch auf dem Netz.

Homepages

Wer für sich arbeitet, braucht kein Büro mehr; das Internet ist der Arbeitsplatz. Jede Benutzerin hat die Möglichkeit, auf ihrer Adresse eine sogenannte Homepage

zu erstellen. Diese steht Tag und Nacht der ganzen Welt zur Verfügung; was darauf steht, hängt ganz von der Benutzerin ab. Meine Homepage zum Beispiel wirbt für mein Übersetzungsbüro, erklärt, was ich für Leistungen anbiete, und wo und wie ich zu kontaktieren bin. Party Service? Selbsthilfegruppe? Filmkritiken? Alles ist möglich, grenzenlos.

E-Mail

Am meisten wird das Internet für Kommunikation benutzt. E-Mail, das elektronische Post-System des Netzes, ist die meistgebrauchte Leistung und auch diejenige, deren Anzahl BenutzerInnen am schnellsten wächst. Im Gegensatz zu «Snail Mail» (normale Post) ist das E-Mail schneller, billiger und zuverlässiger; ein Brief geht in Sekundenschnelle von einem PC zum anderen, unabhängig von der Entfernung.

Spiele

Als Miss Marple im dreidimensionalen Eile-mit-Weile mit einer Prise Trivial Pursuit:

Am meisten Zeitvertreib bieten die Interaktiven Spiele an. Durch eine Figur repräsentiert und umbenannt kann man stundenlang in der Spielwelt herumtreiben. Die anderen SpielerInnen, die man antrifft, sind Leute, die gleichzeitig hinter ihrem PC sitzen und die Zeit verspielen, anstatt ihre Arbeit zu schreiben...

Newsgroups

Die «Newsgroups», auch Diskussionsforen genannt, sind auf dem Netz sehr beliebt. Zu jedem Thema wird diskutiert, nichts ist zu abstrakt, komisch oder seltsam. Zuerst surft man ein bisschen herum, sucht ein Thema, das interessiert und meldet sich an. Lesen kann jede, aber nur diejenige, die sich anmeldet, kann «mitsprechen», d.h. ihre Kommentare werden veröffentlicht. Beim Schnuppern in diesen Newsgroups wird klar, dass immer wieder dieselben Personen sich zu einem bestimmten Thema äussern, dass sie sich wörtlich diesem Zeitvertreib verschreiben. Tatsächlich tauchen auch in USA und Kanada neuerdings Selbsthilfegruppen für Internetsüchtige auf, für Leute wie zum Beispiel eine 35jährige Amerikanerin, die Haus und Familie verloren hat, nachdem sie stundenlang nur noch vernetzt hinter dem PC sass.

Verhaltenskodex

In Newsgroups, wie bei E-Mail und anderen Internet Optionen, besteht die Gefahr von *flaming*. Mit flaming bezeichnet man eine unanständige Weise sich auszudrücken, bei der andere DiskussionsteilnehmerInnen beschimpft werden. Häufig kommt es vor, dass ein E-GegnerIn einer Gruppe diese flammt. Als ich für diesen Artikel Newsgroups suchte, fand ich unter der Newsgroup «feminism» einen Kommentar mit Titel «HEY YOU FUCKING VEGETARIANS!» – Erregt ein Kommentar den Unwillen einer Diskussionsteilnehmerin, kann sie dies lautstark äussern, indem sie zu diesem Zweck Grossbuchstaben verwendet. Diese gelten als Schreien. Auch kommt es vor, dass sich bei Frauen-The-

Hosen-trägerinnen

Silvia Strahm Bernet

8 men Männer mit kindischen Vorstellungen und Kommentaren hineindrängen, die das Niveau einer intelligenten Diskussion auf ungeahnte Tiefen senken. Es ist auch im sogenannten Cyberspace möglich, sich von geistig unterentwickelten Manta-Fahrern belästigen zu lassen. Aber hier kann frau sich bestens wehren. Newsgroups, die noch nicht zu gross geworden sind, werden von einer Supervisorin täglich überprüft. JedeR, der/die für ein News eingeschrieben ist, kann kommentieren. Die Supervisorin ist dafür verantwortlich, dass alle BenutzerInnen nicht nur beim Thema bleiben, sondern sich auch korrekt verhalten. Wer nicht beim Thema bleibt, muss damit rechnen, dass seine Kommentare nicht veröffentlicht werden. Wer dazu noch flamt, wird für immer verbannt. Bei grösseren Newsgroups funktioniert das leider nicht mehr, da bei dieser Anzahl Post der Supervisor ein Computer ist, der die Post nur noch ordnet. Zu empfehlen sind also die kleineren Newsgroups.

Die Möglichkeiten

Da das Internet noch ein relativ junges Medium ist, ist es weder richtig organisiert noch hierarchisiert. JedeR ist auf dem Netz von gleicher Wichtigkeit; niemand hat das Recht vorzudrängen. Ja, das Internet wurde von Männern gestaltet, und dazu noch zu kriegerischen Zwecken, und wird, wie sonst der Alltag, von Männern dominiert. Aber wir haben die Möglichkeit, es für uns zu gestalten, so wie wir es brauchen. Absolut gar nichts spricht dagegen, dass Frauen das Internet ausnützen, um sich durchzusetzen, um sich zu organisieren und das Internet zu erobern.

Katrin Gygax ist Reisebürodeserteurin, die ihr eigenes Deutsch-Englisches Übersetzungsbüro auf dem Internet aufgebaut hat.

Es war einmal, vor langer Zeit, da erhielt ein Kleidungsstück ein Geschlecht – Ort: Westeuropa; Zeit: ausgehendes Mittelalter; Geschlecht: natürlich männlich. Natürlich war das nicht natürlich, sondern eine ganz und gar kulturspezifische Angelegenheit. In anderen Gegenden, anderen Ländern trugen Männer und Frauen Hosen, und zu bestimmten Zeiten waren beispielsweise für römische Bürger Hosen Tabu, weil die Barbaren sie trugen. Erst im 14. Jh. wurde die Hose ausschliesslich zur «Verpackung des männlichen Geschlechts»¹⁾.

Die Grenzziehung zwischen den Geschlechtern war allerdings nie absolut. Bis um 1800 herum trugen Frauen aus den unterschiedlichsten Gründen Hosen: um bequemer zu reisen, um bestimmte Arbeiten besser ausführen zu können oder um ihren Aktionsradius zu erweitern. Das «Recht auf Hosen» war zwar ein männliches Vorrecht, aber es gab immer Frauen, ob Bäuerinnen, Pilgerinnen, Schaustellerinnen, Tänzerinnen, Fürstinnen, Piratinnen oder Soldatinnen, die diese Regel verletzten.

Hosen als Vorrecht

Rock oder Hose – die Zuweisung an das jeweilige Geschlecht hatte immer hierar-

chische Züge. Die Hose galt seit dem Mittelalter nicht einfach als geschlechtsspezifisches Attribut, sondern zugleich als männliches Privileg: Wer die Hosen anhat, hat das Sagen; Hosen werden zum Inbegriff männlicher Potenz und Überlegenheit.

Trotz dieser kulturell festgelegten Kleidersymbolik griff eine weibliche Minderheit immer wieder zur Hose. Die Beurteilung dieser Grenzüberschreitung war jedoch nie eindeutig, sondern variierte je nach dem sozialen Status der Grenzgängerinnen. So wurde das Hosentragen der Landfrauen von den tonangebenden Kreisen der Gesellschaft gänzlich ignoriert, während beispielsweise die ab und zu hosentragenden adligen Frauen einfach aufgrund ihres privilegierten Status über jede Kritik erhaben schienen.

Hosen, weiblich²⁾

Zur ersten weiblichen Hosenmode kam es während der französischen Revolution; diese Neuerung war aber zu elitär, um sich bereits zu diesem Zeitpunkt als weibliche Bekleidungsweise durchzusetzen. Zwar entschieden sich seit dem 19. Jh. unkonventionelle Frauen immer wieder für die Hose, sie bezweckten damit aber nicht die Aufhebung des männlichen Vorrechtes auf die Hose, sondern einen individuellen Freiraum und Statusgewinn. Deshalb wurde diese Marotte denn auch mehr oder weniger toleriert.

Verändert in Richtung Verallgemeinerung hat sich das Tragen von Hosen erst mit dem ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, als die Hose, in Verbindung mit einem generellen Wertewandel, immer mehr zu einer Alltagskleidung wurde. Sowohl Sportbekleidung als auch Frauenberufskleidung waren hier wichtige neue Stationen im Aufbrechen von Kleidernormen. Das Bild der passiven, gesundheitlich labilen und blassen weiblichen Schönheit verwandelte sich ins (Vor)Bild der leistungsstarken, sportlich-gesunden, sonnengebräunten Frau, und



BLOOMERISM—AN AMERICAN CUSTOM.

damit einher ging auch eine erhebliche Erweiterung des Aktionsradius der Frau. Die Hose wurde zum bildhaften, stofflichen Ausdruck eines Emanzipationsprozesses, eines Aufbrechens des konstruierten männlichen und weiblichen Geschlechts, eines Prozesses, der nun nicht mehr nur Freiraum für ein paar privilegierte Frauen meinte, sondern sich als möglicher Lebensentwurf für alle anbot. Die Hose spielt hier die Rolle eines Seismographen für gesellschaftliche Veränderung. Indem sie zur Alltagsmode vor allem auch der Mittelschicht wird, verliert sie ihren Mo-

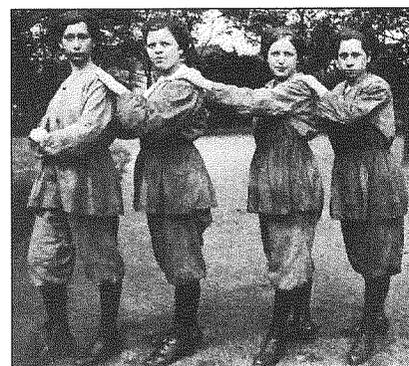
dos individueller Unkonventionalität von einigen privilegierten Frauen.

Uniformität

Natürlich ist die Hose eine Annäherung an das männliche Kleiderverhalten und offenbart damit noch immer Geschlechterhierarchie; auch die Jeansgeneration, die durch ihr Kleiderverhalten ein Höchstmass an Gleichheit signalisiert, bleibt weitgehend in traditionellen Rollenmustern verhaftet.

Trotzdem hat das Tragen von Hosen bei Frauen immer auch ihre Selbsteinschätzung verändert, ihr Verhalten beeinflusst und ihnen nicht nur mehr Sicherheit im Auftreten, sondern auch mehr Selbstwertgefühl beschert.

Frauen, die nach Gleichberechtigung strebten, entschieden sich in der Vergangenheit häufig für männliche Bekleidung, meinten damit aber im Grunde nicht eine Angleichung an das männliche Geschlecht, sondern ihre kleidersprachliche Zurücknahme als Geschlechtswesen. Hosen tragen hiess: Ich bin nicht männliche Projektionen abbildendes, passives Objekt, sondern handelndes, potentes Subjekt. Diese kleidersprachliche Signalsetzung hob die strenge Grenzziehung zwischen männlichen und weiblichen Kleidercodes auf und veränderte das Repertoire weiblicher Körpersprache: Sie wird



Fräserinnen bei Krupp in Essen, 1914

raumgreifender, natürlicher, expressiver. Die Übernahme der Hose führte, so paradox das klingen mag, zu einer Stärkung weiblicher Kultur.



Werbung für Reform-Unterwäsche, 1876

¹⁾ Gundula Wolter, *Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose*, Marburg 1988.

²⁾ Vgl. Gundula Wolter, *Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose*, Marburg 1994. Die obigen Ausführungen sind eine Kurzfassung ihres Fazites: *Hosengeschichte als Emanzipationsgeschichte*.

Früher einmal...

«Wie wenn mit dieser Sucht Männer in der Kleidung nachzuahmen, plötzlich ein Heldegeist in diese Damen führe und wir sähen ein Amazonenheer aufstehen? meinte jemand auf einer unserer Ressourcen. Scharmant! erwiderte eine solche Ritterin im männlichen Kostüm: dann würden die Männer unsere Lasttiere, auf denen wir unsere Bagage fortbrächten.» (Zeitung für die elegante Welt, 1801)

Alphabetisches Verzeichnis der erforderlichen Eigenschaften eines Weibes (1870). Ein Weib soll sein: Angenehm, artig, anmuthig, achtbar, aufrichtig; bescheiden, bedächtig, belesen, beliebt, beharrlich, bewährt, brav; christlich; demüthig, dienstwillig, dankbar; ehrbar, edelmüthig, einsichtsvoll, enthaltsam, ergeben; freundlich, fleissig, fromm, fruchtbar, friedfertig, fehlerfrei, freimüthig; geduldig, gesprächig, gesellschaftlich, gütig, gesittet, gebildet, gesund, gehorsam, gefühlvoll, geistvoll, gelassen, genügsam, gewandt, gewissenhaft; heiter, häuslich, herzlich, harmlos, haushälterisch, höflich, hold, hilfreich; innig, interessant; jung; keusch, kindlich, kräftig; liebenswürdig, liebevoll, leutselig; milde, manierlich, mässig, musterhaft, mitleidig; nachsichtsvoll, nachgiebig, nett; offen, ordnungsliebend; pflichttreu, pünktlich; qualificirt; reizend, reich, rechtlich, reinlich; schön, standhaft, sanft, scharfsichtig, sittlich, sparsam; talentvoll, tugendhaft, tadellos, thätig, theilnehmend, treu; unveränder-

lich, ungekünstelt, uneigennützig; verschämt, verschwiegen, vernünftig; wohlwollend, weise, wohlgezogen, wirtschaftlich; züchtig, zärtlich, zuvorkommend, zutraulich und zuverlässig.

Eine Frau, welche ihre Kleidung gegen die der Männer vertauscht, verliert die Grazie ihres Geschlechts, ohne einen einzigen von den Vortheilen des unsrigen zu erlangen... Freilich ist es nicht immer die Begierde zu gefallen, welche die Frauenzimmer bewegt, sich auf eine für sie so unvortheilhafte Art zu verkleiden. Das Vergnügen welches die Änderung gewährt, das Haschen nach dem Neuen, und noch mehr als dies, das Verlangen nach einer unbegrenzten Freiheit, dieses verleitet sie, die Grazie ihres Geschlechts so leichtsinnig aufzuopfern, um etwas von dem zu erhalten, was sie das Glück des unsrigen nennen; denn, um es im Vorbeigehen zu sagen, die Frauen kennen kein grösseres Glück von der Welt, als das, einer völligen Freiheit zu geniessen. (1805)

Frauen müssen langsam gehen, sie sind nicht zum Laufen, zur raschen Bewegung ausser dem Hause, sondern mehr zum Sitzen und für die vier Wände der Heimat bestimmt. Der Mann aber soll flink und thätig durch die Welt schreiten, mit deren weitem Raum er zu schaffen hat. (1804)

Napoleon hätte nie Imperien erobern können, wenn er Fischbeinstäbe getragen hätte, noch hätte Milton «Paradise lost» in einem engen Mieder schreiben können. Werden Frauen, die Kleider tragen, in de-

nen sie laufen können, ihren Pflichten davonlaufen? (1851)

Wir werden, praktisch angezogen, unser Geschlecht als tiefes Geheimnis verborgen, in Sicherheit und ungestört, die Welt durchstreifen, hinauf und hinunter. (1869)

Und wie ein Märchen klingt es gar, Dass dieses jemals anders war; [...] Dass je den Staub die Schleppe fegte, sich um die Füsse hindernd legte, Dass etwas, Unterrock benannt, sich je in der Garderobe fand. – Dass je im Modesclaventhum die Frau'n erschöpften ihren Ruhm. – Und hat der Männer kluge Schar, das zugelassen Jahr für Jahr? So fragt man mitleidvoll und traurig, Und fast wohl klingt die Antwort schaurig; Jawohl! denn freiere Bewegung, Bedeutet auch des Geistes Regung; Und das, in jenen dunklen Tagen, Das konnten Männer nicht ertragen.

Früher einmal sagte man: 'Schaut, sie hat die Hosen an!' und man drückte damit aus: Vorsicht! Pulverfass im Haus! Seltsam - seit die Enkelkinder Jener, die nach Pulver rochen, Diesen Hosenbann gebrochen, Scheint ein Hosen-Bund gegründet, Dessen Satzung dies verkündet: Friede zwischen Frau und Mann, Sie trägt sie zwar! – er hat sie an. (1937)

Hose, Zigarre und Bubikopf

Frauen in Männerkleidern:
Inszenierung oder Anpassung?

Natalie Raeber

10 Hosen und kurze Haare sind für Frauen heute kein Tabu mehr. Weiblichkeit wird aber weiterhin in Röcken, Jupes und mit langen, wallenden Haaren zelebriert. Was hatte Frauen bewegen in einer Zeit, in der die zwei Geschlechter Mann und Frau durch eindeutige Kleidung unterschieden waren, diese Grenze zu überschreiten, indem sie Hosen, Anzug und Krawatte trugen,

Zigarre rauchten und sich auch oft in Bewegung und Verhalten männlich gaben? Gibt es diese klaren Grenzen der Geschlechter und deren Übertretung auch heute noch? Wie geht und ging die 'Gesellschaft' mit diesen Grenzüberschreitungen um? Was könnten die Gründe dieser 'Verkleidung' sein: War es eine Art (Selbst-)Inszenierung, die Mode der Avantgarde oder eine Anpassung an die herrschenden Rollenbilder und Klischeevorstellungen?

Dies sind die Fragen, denen ich nachgehen werde. Nicht einbeziehen werde ich unter anderem die Hosenrolle im Theater, die Transsexualität oder auch Diskussionen zu Begriffen wie 'Weiblichkeit' oder 'Männerkleider'.

Frauen in Männerkleidern sind vor allem vom Anfang dieses Jahrhunderts bekannt. Jene, die wir auch heute noch kennen, waren oft Künstlerinnen, lebten in den europäischen oder US-amerikanischen Metropolen und waren häufig lesbisch. Dass sie Männerkleider trugen, sich allgemein männlich verhielten, wird oft schnell mit ihrem Lesbisch-Sein erklärt: Sie sind halt

keine 'richtigen Frauen', fühlten sich nicht als Frauen, wollten gar keine sein. Lesbenbeziehungen werden oft als Nachahmung einer Mann-Frau-Beziehung wahrgenommen oder beschrieben. Unsere Erziehung und die gesellschaftliche Prägung lassen uns keine andere Möglichkeit, als im Mann-Frau-Schema zu denken. Seit im letzten Jahrhundert begonnen worden war, die Zweigeschlechtlichkeit wissenschaftlich (z.B. biologisch oder psychologisch) zu untermauern, ist fast alles auf diese Zweipoligkeit ausgerichtet. Auch in einer Frauenbeziehung hat demnach eine den männlichen, die andere den weiblichen Teil zu übernehmen. Faderman verweist auch auf Freud, der dem aktiveren Teil einer Frauenbeziehung «im allgemeinen sowohl körperlich als auch geistig männliche Kennzeichen» zuweist, und ein «weibliches Liebesobjekt» suche. Es scheint ihm – nach Faderman – nicht aufzufallen, «dass die lesbischen Beziehungen, die auf solchen Mustern basierten, die einzigen in der patriarchalen Kultur zur Verfügung stehenden Beispiele häuslicher Situationen übernahmen. Die Frauen fühlten sich häufig veranlasst, diese Rollen zu übernehmen; sie taten dies aber nicht aus angeborenen oder traumatisch erlangten Regungen.» (Faderman, 341) Freud und andere trugen damit viel zu einem Klischee bei Lesbenbeziehungen bei.

Übernahme der vorhandenen Rollenbilder

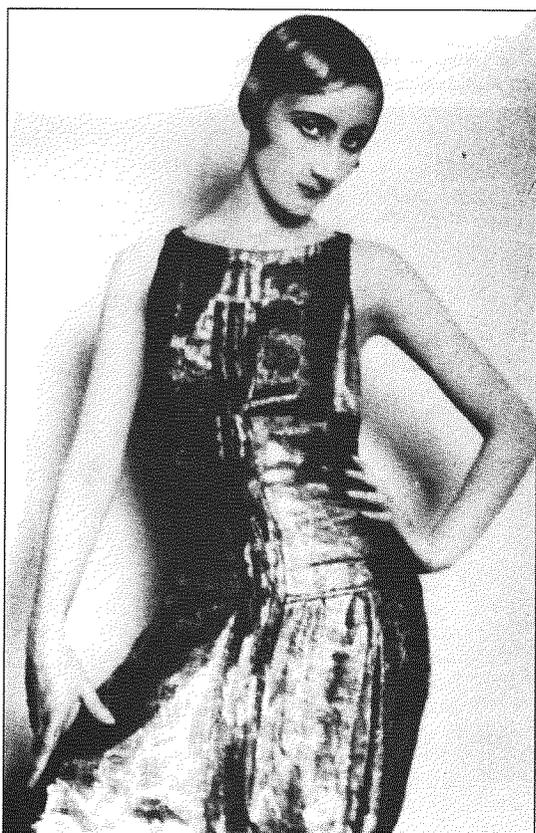
Es gibt sicher verschiedenste Gründe, dass eine Frau Männerkleider anzieht und sich ein männliches Verhalten zulegt. Eine Frauenbeziehung kann nach dem 'Vorbild' einer traditionellen heterosexuellen Beziehung funktionieren. Dabei übernimmt die eine den männlichen (butch), die andere den weiblichen (femme) Teil. Im Extremfall wird diese Beziehung von der heterosexuellen Umwelt als heterosexuelle 'anerkannt'. Auf diese Weise wird ein lesbisches Paar gar nicht wahrgenommen, was vor befürchteter Diskriminierung schützen kann. Möglicherweise gibt es aber keine Absicht: die beiden Frauen agieren in dem ihnen bekannten Schema von Frau-Mann. Da sie nichts anderes kennen, können sie sich auch nicht anders verhalten. Ilse Kokula ordnet diese Art der Beziehung eher der Unterschicht (20er Jahre in Berlin) zu:

«[...] fand in der Unterschicht eher eine Anlehnung an die 'Frau-Mann-Polarität' statt, d.h. eine Frau verkörperte in der Partnerschaft eher die männlichen, die andere die weiblichen Aspekte. Diese Rollenverteilung wurde in der Regel durch Kleidung, Frisur und Art der Mitarbeit im gemeinsamen Haushalt ausgedrückt.» (Kokula, 102)

Eine butch-femme Beziehung könnte also darauf angelegt sein, nicht aufzufallen, sich den Normen – so weit als möglich – anzupassen. Dass sie deswegen eher akzeptiert werden, heisst dies aber noch lange nicht. Die Frau in Männerkleidern und mit männlichem Verhalten ist für patriarchale Männer eine riesige Gefahr. Sie imitiert das als so einzigartig und erhaben dargestellte männliche Geschlecht.²⁾ Ich



Anita Berber (rechts) mit unbekannter Freundin.



Margo Lion, der Eton-Kopf

meine aber, dass vielen nicht bewusst war und ist, dass diese 'Imitation' auch ein grosses Kritikpotential enthalten würde. Irena Sgier, die sich mit der Konstruktion von Geschlecht auseinandersetzt, meint, dass «das lesbische butch/femme-Paar die einzige parodistische Erscheinung lesbischer Subkultur [sei], die sich über vereinzelte lokale Kontexte hinaus verbreitet [habe].» (Sgier, 134)

Wie weit Frauen vor dem zweiten Weltkrieg das Anziehen von Männerkleidern als Parodie sahen, lässt sich nicht sagen. Ich würde aber behaupten, dass der grössere Teil der Lesben nicht die Absicht hatte, das Rollenbild des Mannes auch nur annähernd zu parodieren.

Das lesbische Selbstbild

«Im allgemeinen fällt im Strassenbilde Berlins die homosexuelle Frau selbst für den scharfen Beobachter wenig auf, es sei denn, dass der virile, mehr männlich gear- tete Part 'streng' gekleidet geht. Gewöhnlich wird diese Tracht nur des Abends in geschlossenen Räumen getragen, aber hin und wieder, wenn auch ziemlich selten, be- gegnet man ihr auch in der Öffentlichkeit. Meistens kleiden sich diese schlanken, oft sehr eleganten Gestalten in ein schwarzes Tuchkostüm, bestehend aus engem, glat- tem Rock und herrenartigem Jackett, ha- ben darunter eine seidene Hemdbluse mit Kragen, Manschetten und Schlips, wozu sich neuerdings auch das obligate Mon- okel gesellt, eine kleine Extravaganz, die selbst in der vornehmen Bürgergesell- schaft Eingang gefunden hat. Dazu wird der glatte Etonkopf bevorzugt, und man kann durchaus behaupten, dass der An- blick dieser etwas vermännlichten, schlichten Frau nicht unsympathisch wirkt, zumal, wenn ein junges, intelligen-

tes Gesicht dazu gehört. Schlichtheit im Anzug ist überhaupt im allgemeinen der Vorzug der lesbischen Frau.» (Ruth Röllig, 1928)

Diese Beschreibung der männlich geklei- deten Frauen in den 20er Jahren gibt uns keine Antworten auf die Frage nach dem Grund, wieso eine Frau Hosen und Kittel anzog. Gründe sind überhaupt schwer zu finden. Vorbilder waren zum Teil in der Literatur zu finden.

In einem Video über ältere lesbische Fra- uen erzählt eine Frau, wie sie mit ihrer Freundin einmal nach New York reiste. In den Lesbenbüchern der damaligen Zeit sei Greenwich Village als das Paradies für ho- mosexuelle Leute beschrieben worden. So entschieden sich die beiden, nach den Vor- bildern in den Büchern als butch/femme Paar angezogen, nach New York zu fah- ren, wo sie jedoch das homosexuelle Para- dies nicht fanden, aber etwas komisch an- geschaut worden seien. (Forbidden Love) «In Ermangelung lesbischer Vorbilder fällt es der jungen Hilde leichter, sich mit Männern beziehungsweise mit männlichen Rollen, wie sie sie etwa in der Literatur fand, zu identifizieren, als mit dem tradi- tionellen Frauenbild.» (Schoppman 1993, 35)

Lesben entziehen sich dem geschlechts- spezifischen Kleiderzwang. Aus Bequem- lichkeit und einem Freiheitsgefühl heraus, entscheiden sich viele für Hosen und kur- ze Haare. (Collis, 191)

«Auch hatte ich schon als Kind am lieb- sten Hosen und einen Jungenschnitt. Klei- der und Röcke wollte ich nicht anziehen.» (Schoppman 1993, 45)

Vorbilder waren sicher auch Filmschau- spielerinnen oder andere Künstlerinnen, die ihre Exzentrik oder gesellschaftliche Unabhängigkeit durch Männerkleider dar- stellten. Durch ihre finanzielle Unabhän- gigkeit mussten sie sich nichts und nie- mandem unterordnen.

«Das Selbstbild lesbischer Frauen in der Weimarer Zeit orientierte sich am Ideal der (finanziell) unabhängigen und berufs- tätigen Frau. Die Frauen empfanden sich als eine Mischung von Angehörigen des 'dritten Geschlechts' und Garçonne.» (Kokula, 101.)

Die Sexualwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts betrachtete Homosexualität als Laster, Sünde oder Krankheit. In einem defensiv angelegten Versuch von homo- sexuellen Forschern wurde im 19. Jahrhun- dert die Theorie des 'Dritten Geschlechts' entwickelt, die besagt, dass Homosexuelle eine zwitterähnliche, besondere Men- schenklasse seien, die den Frauen und Männern als drittes Geschlecht an die Sei- te zu stellen sei. Homosexualität also eine Spielform der Natur. (Vgl. dazu Schopp- man 1991, 19-23)

Zu Beginn des Jahrhunderts waren die Rollenbilder klar und starr. Homosexuelle Leute passten nicht in das Raster der he- terosexuellen Weltordnung. Auch wenn sie versuchten, die weiblich-männlich-Po- larität zu leben, wurden sie deswegen noch lange nicht akzeptiert. Und: Wie wohl es ihnen dabei war, wissen wir nicht. Vielleicht hatten es jene Frauen einfacher, die durch ihre finanzielle Unabhängigkeit

in aller Öffentlichkeit 'ein Wesen' darstel- len konnten, das nicht ins gesellschaftliche Raster passte.

Heute gibt es Theorien und Diskussionen, die die Zweigeschlechtlichkeit als Gesell- schaftsmodell ablehnen. (Vgl. Sgier, Hark und Palzkill.) Die Möglichkeit, mit den weiblichen und männlichen Rollen zu spielen, sie zu durchbrechen, aufzubre- chen ist grösser geworden. Ich meine, dass es gegen Ende dieses Jahrhunderts eher ein bewusstes Spiel mit Rollen ist. Das Herumtreiben im anderen Geschlecht ist möglich geworden, durch das Bewusst- sein, dass die 'Männlichkeit' und die 'Weiblichkeit' Konstrukte sind, die nicht für alle gelten können.

Natalie Raeber, 1969. Studentin der Ge- schichte und deutschen Literatur. Wen-Do Trainerin in Ausbildung. Lehrerin. Seit fünf Jahren Redaktorin der feministischen Lesbenzeitschrift 'frau ohne herz'.

¹⁾ Mit 'der Gesellschaft' meine ich die herr- schenden Moral- und Gesellschaftsvor- stellungen in Europa und Nordamerika, die aus einer patriarchalen, heterosexuellen und christlichen Kultur der Weissen hervor- gegangen sind.

²⁾ Männer in Frauenkleidern hingegen ma- chen sich höchstens lächerlich. Sie sind kei- ne Gefahr, sondern 'erniedrigen' sich.

Literatur

- Collis, Rose, Verschleierte Portraits, Göttin- gen 1995.
- Faderman, Lillian, Köstlicher als die Liebe der Männer. Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute, Zürich 1990.
- Kokula, Ilse, Lesbisch Leben von Weimar bis zur Nachkriegszeit. Nachwort in: Lila Nächte: Die Damenklubs im Berlin der Zwanziger Jahre. Hrsg.v. Adele Meyer, Ber- lin 1994.
- Querfeldein: Beiträge zur Lesbenforschung. Hrsg.v. M. Marti et al. Beiträge u.a. von Sa- bine Hark und Birgit Palzkill, Bern 1994.
- Röllig, Ruth, Einführung zu «Berlins lesbi- sche Frauen». In: Lila Nächte: Die Da- menklubs im Berlin der Zwanziger Jahre. Hrsg.v. Adele Meyer, Berlin 1994.
- Schoppman, Claudia, Zeit der Maskierung. Lebensgeschichten lesbischer Frauen im «Dritten Reich», Berlin 1993.
- Schoppman, Claudia, «Der Skorpion» – Frauenliebe in der Weimarer Republik, Hamburg 1991.
- Sgier, Irena, Aus eins mach zehn und zwei lass gehn: Zweigeschlechtlichkeit als kultu- relle Konstruktion, Bern 1994.
- Video: Forbidden Love: the unashamed sto- ries of lesbian lives. Out On A Limb/ Dangerous To Know 1994.

Dina – oder von der Gefahr weiblicher Neugier

Monika Hungerbühler und Doris Strahm

112

Der Wunsch von Frauen, das Haus zu verlassen, sich in der Welt herumzutreiben und die damit verbundene intellektuelle Neugier und moralische Ruhelosigkeit, hat Prediger und Moralisten schon seit jeher alarmiert. Im Mittelalter zum Beispiel wurde neben der neugierigen Eva, die mehr wissen wollte, als ihr erlaubt war, die Geschichte der Dina (Gen 34), die unbekannte Dinge ausserhalb des Hauses kennenlernen wollte, zu einem beinahe obligatorischen Bestandteil der Predigten, Mahnreden und moralischen Traktate, die sich an die Frauen richteten.

«Dina, die Tochter Jakobs und Leas, ging aus, um sich die Töchter des Landes anzusehen. Sichem, der Sohn des Hiwiter Hamor, des Landesfürsten, erblickte sie; er ergriff sie, legte sich zu ihr und vergewaltigte sie. Er fasste Zuneigung zu Dina, der Tochter Jakobs, er liebte das Mädchen und redete ihm gut zu. Zu seinem Vater Hamor sagte Sichem: Nimm mir dieses Mädchen zur Frau!» (Gen 34,1–4) Die Brüder der Dina fühlten sich jedoch beleidigt, weil Sichem ihre Schwester entehrt hatte, und richteten ein schreckliches Blutbad an, indem sie durch eine hinterhältige List alle Männer der Stadt – auch den Fürsten und seinen Sohn – umbrachten.

Dina – eine Mahnfigur für Frauen

Eine Frau geht aus dem Haus, um die Frauen des fremden Landes zu sehen; sie ist neugierig und will etwas erfahren. Doch dann wird sie selbst gesehen, erweckt Begierden, welche wiederum die Quelle von Gewalt, Betrug und Tod sind. Dina, eine biblische Figur, war für die Frauen des mittelalterlichen Abendlandes keine ferne, sondern eine durch Predigten und Traktate wohlbekannte Gestalt: sie erinnerte alle Frauen daran, wie gefährlich es war, Wohnungen und Klöster zu verlassen. Denn auf den Strassen und Plätzen, auf dem Weg von der Wohnung zur Kirche konnte die Frau gesehen werden und, glaubte man den Predigern und Verfassern von Moraltraktaten, bei den Männern gefährliche Begierden erwecken. Diese wiederum sind Ursache für Gewalt, Betrug oder Ehebruch, die Unordnung und Zwietracht in die Familie und in die Gesellschaft bringen. Die Frau, die sich herumtreibt, ist eine Gefahr für die anderen.

Gefahr für die Keuschheit

«Voll Leidenschaft ist sie und unbändig,

ihre Füsse blieben nicht mehr im Haus, bald auf den Gassen, bald auf den Plätzen, an allen Strassenecken lauert sie» (Spr 7, 11f.) Häufig wurde diese Stelle aus den Sprüchen zitiert, um den Schaden zu beschreiben, den die herumtreibende Frau nicht nur den anderen, sondern vor allem auch sich selber zufügt. Wenn sie herumstreunt, läuft sie nämlich Gefahr, ihre Keuschheit, also das, was alle, Väter, Ehemänner und Kirchenmänner, als das höchste Gut der Frauen erachten, aufs Spiel zu setzen oder gar zu verlieren. Jedes Verlassen des Hauses galt als gefährlich, ganz gleich, ob es sich um einen Spaziergang auf der Strasse, um ein Tanzvergnügen auf einem Fest, ein Schauspiel, einen Besuch der Messe oder einer Predigt auf einem öffentlichen Platz handelte. Auch wenn in den beiden letztgenannten Beispielen das Risiko der *vagatio*, des Umherschweifens, durch den geistlichen Gewinn abgemildert oder kompensiert werden konnte, so blieb das Spiel der Blicke, dem die Frau auch während der religiösen Zeremonien ausgesetzt war, ein unvermeidliches Risiko. Dieses war umso gefährlicher, als es Schamlosigkeit mit «Entweihung» verband. Die Frauen werden hier nicht nur zu rast- und schamlosen Herumtreiberinnen, sondern wie der Dominikanermönch Guglielmo Peraldo schreibt, zu regelrechten «Brandstifterinnen der geweihten Orte».

Festlichkeiten als besonders gefährliche Orte

Unter all den Frauen, die sich auf unvorsichtige und gefährliche Weise in der Welt herumtreiben, sind jene, die an Festlichkeiten teilnehmen, in den Augen der Moralisten und Prediger des Mittelalters die unvorsichtigsten und gedankenlosesten. Festlichkeiten fördern nämlich Begegnungen und wecken Begierden, Spiel und Tanz lassen selbst bleiche und wenig anziehende Frauen schön und begehrenswert erscheinen, während laszive Lieder die Herzen verführen und die Sinne entflammen können. Frauen werden deshalb eindringlich ermahnt, sich in der Öffentlichkeit anständig und schamhaft zu verhalten; sich nicht zu sehr zu vergnügen, sich nicht unwürdig zu verhalten, wenig zu essen, züchtig zu tanzen und sich massvoll zu bewegen.

Das Fenster – gefährlich lockendes Tor zur Welt

Oft bedarf es jedoch gar keiner besonders verdächtigen Veranstaltungen oder weiter Strecken; es reicht der Weg ans Fenster oder an die Tür, um der Sünde zu begegnen. Denn sich vor die Tür oder ans Fenster zu stellen, birgt schon eine Versuchung in sich: das Haus zu verlassen, sich in die Welt der Männer einzumischen. Das Fenster begegnet deshalb in der pastoralen und didaktischen Literatur für Frauen häufig als Motiv, um allzu neugierige, unvorsichtige und schlechte Frauen zu denunzieren. Hinter dem Lauern am Fenster verbirgt sich im Keim der verwerfliche Wunsch, hinauszugehen und sich in der Welt herumzutreiben, die nie ganz unterdrückte Neugier und Unruhe der Frauen, die sie dazu treibt, immer etwas Neues zu

suchen, fremde Dinge kennenzulernen, ihre Meinungen zu ändern, nach dem zu verlangen, was sie nicht haben, und sich von ihren Leidenschaften und Trieben leiten zu lassen.

Von der Neugier Evas zu Dinas Verlangen, die Welt ausserhalb des Hauses kennenzulernen, hat eine lange Tradition pastoraler und didaktischer Literatur von Männern den Bogen gespannt, um den Frauen die Gefahr intellektueller und moralischer Ruhelosigkeit vor Augen zu führen und sie von der Entdeckung und Erforschung der Welt abzuhalten.

Monika Hungerbühler, FAMA-Redaktorin und -Administratorin, Teilzeit-Pastoralassistentin und Mutter zweier Kinder;
Doris Strahm, FAMA-Redaktorin und freischaffende feministische Theologin.

Quelle: Carla Casagrande, Die beaufsichtigte Frau, in: Georges Duby/Michelle Perrot (Hrsg.), Geschichte der Frauen, Bd. 2: Mittelalter, Campus Verlag, Frankfurt a.M./New York 1993, S. 85–117, bes. S. 99–101: Herumtreiberinnen.

Vagabundieren als Beruf – warum nicht?

Yvonne Volken

Die Geschichte ist uralte. Sie handelt immer von Geschwistern. Sie dreht sich stets um jene Braven, die daheimbleiben, ihre Pflichten treu erfüllen und sich so redlich Anerkennung verschaffen. Sie handelt aber vor allem von jenen Unerschrockenen, die einfach weggehen, ohne sich zu kümmern – und am Ende die grosse Liebes-Ernte einfahren: Das beste Kalb wird für den verlorenen Sohn geschlachtet.

Zureden hat nie geholfen. Karin ist trotzdem weggegangen. Immer wieder. Manchmal gelang es den beiden älteren Schwestern, die Eltern in ihrem Kummer und ihrer Angst zu trösten. – Karin war weg. Unterwegs in Griechenland, ausgerissen von zu Hause, noch keine 17 Jahre alt.

«Ich wollte einfach nicht in der Schweiz leben. Es war mir zu eng. Das ist ein Polizeistaat hier, dachte ich: In Griechenland würde alles besser, freier sein. Die GriechInnen sind bessere Menschen. Ich war irgendwie auf der Suche nach dem Paradies. Ich suchte die offene und tolerante Welt. Diese Welt fand ich in Griechenland – nicht. Ich musste damals einsehen, dass es genau so viele 'gute' und 'schlechte' GriechInnen gab wie SchweizerInnen.»

Manchmal reagierten die Eltern mit Wut und drohten, Karin in ein Erziehungsheim zu stecken, wenn ihre Eskapaden nicht aufhörten. «Dann bringe ich mich um», konterte Karin. Die beiden älteren Schwestern schwiegen, waren fleissig in der Schule und bestanden ihre Diplome mit Auszeichnung.

«Reisen war für mich eine Art Rauschzustand. Es waren extreme Gefühle, die ich so erleben konnte – Einsamkeit, Trauer, unsägliches Glück. An zu Hause dachte ich nie, wenn ich unterwegs war. Ich fühlte mich einfach unglaublich lebendig, lebte von Minute zu Minute. Ich hatte weder Vergangenheit noch Zukunft. – Reisen

war meine Droge eine Zeit lang. Nur so konnte ich mich wieder integrieren, wieder zur Schule gehen, weiter funktionieren.»

Griechenland, Italien, Israel, Thailand, Neukaledonien, Südafrika, Schweden, Marokko, China – Karin schickte bunte Postkarten an die Familie. Mit kleinen, flockigen Bemerkungen drauf, in ihrer kleinen runden Schrift.

Die Eltern dämmten ihre Sorgen, dachten so wenig wie möglich an ihre Vagabunden-Tochter. Die Schwestern blätterten in Reise-Katalogen, suchten auf dem Globus nach flüchtigen, fernen Fixpunkten.

«Klar sind es auch Landschaften, an die ich mich erinnere. Aber ich bin nicht gereist, um exotische Bilder nach Hause zu nehmen. Ich habe ja das Leben, das Lebendige gesucht – und oft gefunden. Mein Erlebnis hatte wenig mit geografischen Distanzen zu tun. Es war eine Frage meiner inneren Stimmung.»

Karin kehrte immer wieder zurück. Unversehrt, ungebrochen freudig, lebendig. So feierte die Familie ihre Rückkehr. Die Mutter tischte gutes Essen auf. Der Vater hielt die Hand auf sein Portemonnaie. Den Preis für Karins Freiheiten wollte er nicht bezahlen. – Sollte sie selber schauen, was es braucht, um wirklich zu überleben.

«Das Geldproblem war meine grösste Herausforderung. Wenn Du kein Geld hast, musst Du betteln gehen – oder Du musst Dich von Männern einladen lassen. Und die erwarten ganz klar eine Gegenleistung. Darum kam ich auf die Idee, auf Strassen und Plätzen als Akrobatin aufzutreten. Ich begann zu jonglieren, zu singen und Seil zu tanzen.

Später habe ich mich einer Strassentheater-Gruppe angeschlossen. Dort fand ich jene Nische, die mir erlaubte, meinen Traum wirklich auszuleben: Möglichst unbeschwert, ohne viel Gepäck, ohne Verpflichtungen irgendwo hinkommen. – Wenn Du Lust hast, machst Du Deine Show. Dann hast Du wieder etwas Geld, musst nicht mehr ans Arbeiten denken und kannst einfach in den Tag hineinleben.»

Dann kam die Zeit, als Karin sesshaft wurde. Sie schrieb keine Postkarten mehr. Sie arbeitete an sich, mit sich, wollte nicht mehr nur Vagabundin sein, sondern Artistin. Die Eltern misstrauten dem plötzlichen Ehrgeiz ihrer jüngsten Tochter. Zirkus-Artistin oder Strassentänzerin – das hat doch keine Perspektive, sagten sie zu den älteren Töchtern, die nun ordentliche Erwachsenenleben führten.

«Mit der Zeit reichte mir das Vagabundinnenleben nicht mehr. Ich spürte plötzlich Ehrgeiz. Jetzt wollte ich auch beruflich Erfolg haben. Ich brauchte nun meinen Willen nicht mehr zum Überleben auf der Landstrasse. Ich setzte ihn ein, um ein Strassentheater-Profi zu werden. Ans Aufgeben dachte ich nie, auch nicht, als die Leute an der Zirkusschule in Paris mir sagten, ich sei viel zu alt, um meinen Körper noch auf Profi-Niveau zu bringen.»

Überall, wo Karin mit ihrer Theatergruppe unterwegs war, gab es lauten Applaus. Das Publikum erwartete die Strassenstars mit Ungeduld und belohnte sie mit viel Geld. Die Mutter sammelte Zeitungs-Ausschnitte: Ihre Tochter als schwebende Jungfrau, als ulkige Augustine. Die ganze Familie war stolz auf sie. Karin reiste mit Erfolg. Vagabundieren als Beruf – warum nicht?

«Heute habe ich zwei Kinder und lebe seit zwei Jahren in Luzern. Ich bin sesshaft geworden – und ich bin nicht frustriert darüber. Ja, ich bin auch mit den Kindern noch vagabundiert. Ich heiratete ja einen Mann mit Vagabundenblut, einen, der immer irgendwohin auswandern wollte. – Wir sind auch ausgewandert, nach Südafrika, nach Schweden, nach Marokko. Überall haben wir jene anderen, besseren Horizonte gesucht. Aber ich bin jetzt zurückgekehrt. Mit den Kindern. Und weisst Du warum? – Ich wollte meinen Kindern die Möglichkeit schenken, wegzugehen von zu Hause, auszubrechen, so wie ich das damals konnte. Und das geht nur, wenn sie ein 'zu Hause' haben, wenn es einen Ort gibt, von dem sie aufbrechen können.»

Als Karin mit den Kindern nach Hause kam, holte Vater den besten Wein aus dem Keller. Die Mutter kochte ihr Lieblingsessen. Und die Eltern besorgten ihr eine Wohnung. In ihrem Glück. Die Schwestern weinten vor Freude. Endlich war sie wieder da. Für immer?

«Also, die nächste Reise, die ich mache, wird eine Ferienreise sein. Ich möchte zu gern mit einem Planwagen die Mongolei durchqueren.»

Yvonne Volken ist Radio-Redaktorin in Luzern. Sie sitzt am liebsten auf dem Ofenbänkli und liest Bücher über das Reisen. Im Moment gerade «Eine Reise nach Patagonien» von Bruce Chatwin.

Was fasziniert denn an den Herumtreiberinnen?

Dorothee Dieterich

14 Herumtreiberinnen fallen aus dem Rahmen. Aus dem Alltäglichen, Begrenzten. Sie tun, was eine anständige Frau nicht tut. Sie entziehen sich. Lügen. Der Geruch des Anstössigen, Verruchten haftet an ihnen.

Herumtreiberinnen sind spannend, faszinierend. Viel interessanter, als die anderen, gewöhnlichen, sesshaften Frauen, die alle Mühe darauf verwenden, unauffällig im Rahmen zu bleiben.

Herumtreiberinnen scheinen grösstenteils der Vergangenheit anzugehören. In ihrer heutigen Form haben sie zumindest den Geschmack des Anrühigen verloren. Wenn Luisa Francia durch das Universum reist, liegt sie friedlich in ihrem Bett, und keine Nachbarin käme auf die Idee, sich das Maul darüber zu zerreißen. Und wer im Internet surft, sitzt gewöhnlich ruhig am Schreibtisch und bezahlt anschliessend die Telefonrechnung. Das Umschweifen geschieht zu Hause, wird nicht öffentlich und stellt daher erst einmal nichts in Frage.

Was die Herumtreiberinnen früherer Jahrhunderte in Frage stellten, ist, zumindest an der Oberfläche, längst Teil meines Alltags. Woher also meine Begeisterung für die Hosenträgerinnen zu Beginn des Jahrhunderts, für Reisendinnen, für Piratinnen und Pionierinnen, für Neugierige und Heimatlose? Sie entspringt ja wohl kaum historischem Interesse. Vielmehr entdeckte ich Sesshafte und Angepasste in ihnen, meine andere, wenig gelebte Seite. Sie sind ausgebrochen aus den Normen und Vorschriften, die sie gefangenhielten. Für alle sichtbar.

Ich befriedige meine Neugier in der Regel, indem ich lese. Ein schon seit meiner Kindheit erprobtes und bewährtes Mittel, mich weiblicher Pflichten zu entziehen. Dann wandert meine Seele, solange ich am Küchentisch sitze, in neue, aufregende, freiere Gefilde.

In meine Begeisterung für die Herumtreiberinnen mischt sich ab und zu leiser Neid. Nicht, dass ich vergangene Zeiten herbeisehnte – ich weiss es zu schätzen, dass meine Neugier nicht nur gezähmt, sondern auch gefördert wurde, dass mich niemand am Draussen-herum-Streifen hinderte, mir alle Bildungsmöglichkeiten



Die Luftschifferin Käthe Paulus beim Absprung. Postkarte um 1900.

offenstanden, kurz: dass ich im Grunde viel Freiheit habe und weitgehend nach meinem Geschmack leben kann. Und trotzdem: Das heutige komplizierte, mehrdeutige Regelsystem bildet auf seine Weise ein heimtückisches Netz, in dem sich frau schneller verfängt, als ihr lieb ist. Aber keinen klaren Rahmen, aus dem es sich einfach heraustreten liesse. Ohne die harten Bedingungen romantisieren zu wollen, unter denen die Herumtreiberinnen früherer Zeiten die Ordnung hinter sich liessen: Sie hatten es auch leichter.

Kleider

Zu behaupten, es gäbe hier und heute keine Kleiderordnungen mehr, ist geradezu lächerlich. Bücher über Imagepflege, angefüllt mit Tips über ein korrektes weibliches Erscheinungsbild (nie ohne Ohrringe zum Vorstellungsgespräch) haben Hochkonjunktur.

Aber wie soll frau es anstellen, durch ihre Kleidung sichtbar zu machen, dass sie die Beschränkung auf weibliches Rollenverhalten für sich nicht akzeptiert?

Mir fällt schlechterdings kein Kleidungsstück ein, mit dem sich der Anspruch auf Bewegungsfreiheit ausdrücken liesse, von dem es nicht schon etliche modische Varianten gibt. Wer Hosen, flache Schuhe und weite Pullover trägt, oder auch Minirock, Bergstiefel und einen grünen Frosch im Haar, fällt keineswegs auf, geschweige denn aus dem Rahmen.

Trotzdem kenne ich die Befürchtung, schon wieder unpassend angezogen zu sein. Wäre sie grösser als mein Hang zum Bequemem, müsste ich mich an eines der oben erwähnten Bücher halten. Glücklicherweise muss ich das nicht. Dennoch werfe ich in Gedanken einen neidvollen Seitenblick auf die Hosenträgerinnen vor hundert Jahren.

Reisen

Reisen ist zu einer absolut akzeptierten Weise des Sich-Herumtreibens geworden. Die Tourismusindustrie in all ihren verschiedenen Ausprägungen lebt davon. Alle, Männer wie Frauen, reisen (sofern sie es sich leisten können). Hinter dieser Form modernen Nomadentums steht vermutlich die Sehnsucht, der Enge, den Maschen des Alltagsnetzes zu entfliehen. Das sei ganz einfach, versuchen uns Reiseunternehmen zu vermitteln, die Welt liege zu unseren Füßen und erwarte unseren Besuch. Die fixfertige Reise ist rasch gebucht, und der Alltag kann vor anderer Kulisse weitergehen...

Natürlich gibt es sie immer noch, die Reisenden aus Leidenschaft, die sich abseits

von den grossen Strassen des Tourismus auf eigenen Wegen durch die Welt bewegen, hungrig nach der Erfahrung des Fremden, mit offenen Sinnen, neugierig. Aber auch sie sind unauffällig geworden, von der Masse der anderen Reisenden kaum zu unterscheiden.

Zuerst, zuerst

Eine besonders aufregende Form des Reisens ist das Entdecken, das Zuerst-dort-gewesen-Sein. Neugier zielt nun mal auf Neues. Dazu las ich kürzlich im «Spick» unter der Überschrift «Zuerst, Zuerst» eine Auflistung all der Menschen, die in irgendeiner Form zuerst einen der Pole bereisten. Beginnend mit «der erste Mensch am Südpol» (1911) bis zu «der erste weibliche Mensch allein auf Skiern am Südpol» (1994) wurden zwölf erste Menschen aufgezählt. Amüsant und bedenkenswert die Schlussbemerkung: «Immer wieder ist jemand irgendwie der erste Mensch, der... Aber es wird immer komplizierter. (...)» (Spick, Das schlaue Schüler Magazin, Jan. 1996, S.4).

Vieles ist entdeckt. Wer wirklich Neues sucht, muss sich auf immer kleinere, immer speziellere Einheiten beziehen.

Sexualität

Der Geschmack des Anrühigen, der an den Herumtreiberinnen haftet, kommt von dem Verdacht, sie könnten sich zuviel an sexueller Freiheit herausnehmen, ihrer Neugier auch da allzuleicht nachgeben. Herumtreiberinnen sind unkontrollierbar, entziehen sich der nachbarschaftlichen oder der verwandtschaftlichen Überwachung.

Wer weiss schon, was sie machen, wenn sie weiss wo unterwegs sind.

Vielleicht trifft mein Verdacht, das Regelsystem heute sei nicht sehr viel freier, sondern vor allem verwirrender, hier in besonderem Masse zu.

Wer unter der Abteilung «Vermischtes» in eine Tageszeitung sieht, hat bestimmt nicht den Eindruck, es gäbe irgendwelche Grenzen der Schicklichkeit und des Anstands, die berücksichtigt werden wollen. Lediglich die Überschrift ist noch schönfärberisch...

Die Regeln, die festlegen, welches Sexualverhalten als tolerierbar, welches als jenseits zu gelten habe, sind undurchsichtig geworden. Einerseits gilt unter aufgeklärten Menschen heute eine «Ethik des Aushandelns» (Gunter Schmidt, Das Verschwinden der Sexualmoral, Hamburg 1996), in der nur die freie Übereinkunft von entscheidungsfähigen (also nicht abhängigen) Personen zählt, der Inhalt dieser Abmachung aber keine Rolle spielt. Andererseits gelten in den Treppengesprächen der Mehrfamilienhäuser, bei Familien und ArbeitskollegInnen häufig genug rigide Moralvorschriften, aus denen auszubrechen offensichtlich gefährlich ist.

Die heimischen und heimlichen Grenzen sind oftmals viel enger gezogen als die der Öffentlichkeit. Daher liegen die Stolperstricke des Anstands im eigenen Haus. Was dazu verführt, draussen die Freiheit zu suchen, die vor den fürsorglichen Über-

wachern drinnen besser geheim gehalten wird.

Oder in aller Selbstverständlichkeit gelebt wird. Was, erstaunlicherweise, eine genauso wirksame Art sein kann, unauffällig zu bleiben.

Herumtreiberinnen fallen aus dem Rahmen. Aus dem Alltäglichen, Begrenzten. Sie tun, was eine anständige Frau nicht tut. Sie entziehen sich. Lügen.

Die meisten von ihnen scheinen der Vergangenheit anzugehören. Wir kennen sie als auffällige Frauen, die zu ihrer Zeit ihre Umwelt verunsicherten, in Frage stellten. Sich Freiheit nahmen, die ihnen nicht zugestanden wurde.

Ihre Neugier. Ihre Unzufriedenheit. Ihr Durst nach Freiheit macht sie interessant. Dass sie aus dem Rahmen und damit auffielen, macht, dass wir noch von ihnen wissen. Von denen, die ihre Neugier mit den Regeln zu vereinbaren wussten, die es fertigbrachten, sich im Verborgenen herumzutreiben, ohne aufzufallen, wissen wir nichts. Ich nehme aber an, dass sie in der Mehrzahl waren, der unsichtbare, weit grössere Teil des Eisbergs. Wegen einiger auffälliger Einzelfiguren hätte sich niemand die Mühe gemacht, Predigten zu schreiben, Bewahranstalten zu bauen, vor der Gefahr zu warnen, die von ihnen ausgeht. Das Gefährliche / Faszinierende an den Herumtreiberinnen ist, dass an ihnen sichtbar wird, was die meisten anderen auch tun oder zumindest wünschen. Heimlich eben, unauffälliger, geschickter. Unvorstellbar, dass die ins Haus verbannten Frauen nicht neugierig waren. Also – stelle ich mir vor – lernten sie, was auch viele von uns beherrschen: die Kunst der Diplomatie, unauffällig werden, die Lücken des Systems für die eigenen Zwecke nutzen.

Wir Heutigen haben es schwerer, aus dem Rahmen zu fallen – es gibt keinen Rahmen mehr, der das ermöglichen würde. Aber das Netz der widersprüchlichen Regeln, die uns gefangen halten, ist nicht dicht, es lässt sich durch die Maschen schlüpfen, wenn wir die Kunst der Herumtreiberinnen gut genug beherrschen. Uns entziehen. Unauffällig verschwinden. Die Wahrheit kennen, aber nicht jederzeit und jedermann sagen. Sehr moralisch oder politisch korrekt ist diese Haltung nicht.

Aber waren Herumtreiberinnen je moralisch oder korrekt?

Dorothee Dieterich ist Theologin, Leiterin der Beratungsstelle für Frauen der evangelisch-reformierten Kirche Basel und Mitredaktorin der FAMA.



Henriette d'Anglevalle, Bezwinerinn Montblanc, 1838

Literatur zum Thema

Rudolf Dekker/Lotte van de Pol, FRAUEN in MÄNNERKleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte, Berlin 1990.

Annegret Pelz, Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften, Köln 1993.

Christel Mouchard, Es drängte sie, die Welt zu sehen. Reisende Frauen im 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1995.

Eglal Errera, Isabelle Eberhardt. Eine Biographie, Basel 1992.

Lisa Saint Aubin de Tèran (Hrsg.), Leitfertige Reise. Geschichten von Frauen unterwegs, Frankfurt am Main 1991.

Susanne Aeckerle (Hrsg.), Strapazen Nebensache. Abenteuerliche Frauen reisen, München 1996.

Christiane Landgrebe (Hrsg.), Wilde Frauen reisen anders. Reisegeschichten, Byblos 1994.

Dunja Barnes, Frau, die auf Reisen geht um zu vergessen. Berlin 1996.

Gabriele Habinger (Hrsg.), Ida Pfeiffer: Eine Frau fährt um die Welt. Die Reise 1846 nach Südamerika, China, Ostindien, Persien und Kleinasien, Promedia 1992.

Lina Bögli, Talofa. In zehn Jahren um die Welt, Zürich – Dortmund 1990.

Lydia Potts (Hrsg.), Aufbruch und Abenteuer. Frauen-Reisen um die Welt ab 1785, Frankfurt am Main 1995.

Neuerscheinungen

Helen Schüngel-Straumann, Denn Gott bin ich, und kein Mann. Gottesbilder im ersten Testament – feministisch betrachtet, Mainz 1996.

Den einen Gott der Bibel – und schon gar den männlichen! – gibt es nicht. Helen Schüngel-Straumann zeigt, wie unterschiedlich und zum Teil gegensätzlich die

Gottesvorstellungen in den verschiedenen Texten des Ersten Testaments sind. Als feministische Bibelwissenschaftlerin liest sie diese Texte durchaus kritisch und parteilich. Äusserst hilfreich sind die Anregungen und Vorschläge für die Bibelarbeit.

Roselies Taube u.a., Grenzenlos leben? Ökumenische Frauengottesdienste, Würzburg 1995.

Dieses Buch umfasst 14 ausgearbeitete Gottesdienstmodelle mit dem inhaltlichen Schwerpunkt Frauenerfahrungen in der Geschichte Israels und der Geschichte der christlichen Kirchen. (Frauen in der Fremde – Noomi und Rut; Ein Traum von Kirche – Prisca und die Urgemeinde; Als ich allein war – Mechthild von Magdeburg etc.).

Julie Hopkins, Feministische Christologie. Wie Frauen heute von Jesus reden können, Mainz 1996.

Wer sich für feministische Christologie interessiert, kennt sicher den von Doris Strahm und Regula Strobel herausgegebenen Sammelband zu Christologien in feministisch-theologischer Sicht («Vom Verlangen nach Heilwerden»), in dem unter anderen auch Julie Hopkins ihre feministischen Einwände gegen die traditionellen Modelle von Jesus dem Christus formuliert hat. In ihrem jetzt erschienenen Buch führt sie nicht nur ihre Kritik, sondern auch ihren christologischen Entwurf, «konsequent von den Erfahrungen engagierter Frauen» her, weiter.

Luzia Sutter Rehmann, Geh, frage die Gebälerin! Feministisch befreiungstheologische Untersuchungen zum Gebärmotiv in der Apokalyptik, Gütersloh 1995.

Luzia Sutter Rehmann entfaltet an fünf Textbeispielen (Mk 13,28ff; Röm 8,18-25; 1Kor 15,19-28; 4Esra; Apk 12,1-6) einen völlig neuen Blick auf apokalyptische Texte. Überzeugend widerlegt sie das traditionelle Verständnis, die apokalyptische Sprache sei Drohsprache und prophezeie ein Ende mit Schrecken. Nein, nicht das Ende mit Schrecken, sondern ein Ende des Schreckens erhofften die Menschen, die in apokalyptischen Bildern redeten. Apokalyptischer Sprache bedienten sich die Menschen, die unter ungerechten Machtverhältnissen litten. Für unterdrückte und leidende Menschen ist die Hoffnung auf die Beendigung der herrschenden Zustände Erlösung. Im Bild des Gebärens bringen sie ihre Bedrohung und Hoffnung zum Ausdruck. Das Gebärmotiv nährt ihre Hoffnung: die Geburt steht bevor, das neue Leben wird kommen. Dabei ist die Befreiung aus Leiden und Ungerechtigkeit kein individueller Befreiungsakt, sondern schliesst die gesamte Schöpfung mit ein. Eine theologische Abqualifikation apokalyptischer Sprache als «jüdisch» entlarvt Luzia Sutter Rehmann als antijudaistisch und warnt vor einer Individualisierung der christlichen «Eschatologie».

Das Gebärmotiv ist transparent für den doppelten Aspekt menschlicher und göttlicher Zusammenarbeit für eine neue Welt. Das Kind drängt, aber für den glücklichen Verlauf der Geburt ist die aktive Mitarbeit

der Gebärenden unerlässlich. Gebäranarbeit an der neuen Welt ist Widerstand gegen die herrschenden Unrechtsstrukturen. Diese Geburtsarbeit geschieht auf Leben und Tod, so wie auch das konkrete Gebären damals lebensbedrohlich sein konnte, wie ein sozialgeschichtlicher Blick in zeitgenössische Quellen und Grabsteininschriften zeigt. In ihrer Auseinandersetzung mit dem Gebärmotiv begegnet Luzia Sutter Rehmann auch Frauen, die asketisch lebten und untersucht, was diese dazu veranlasst hat, auf die Gebäranarbeit zu verzichten. Es ist beeindruckend, wie geschickt Luzia Sutter Rehmann die Vielfalt des mythologischen Materials aufnimmt, ohne es durch eine eindimensionale Auslegung zu beschneiden. Die Stärke ihres Buches liegt in ihrer Fähigkeit, die Sehnsucht nach Befreiung, die in der apokalyptischen Rede vom Gebären verborgen ist, aufzudecken und transparent zu machen für die Hoffnung und Sehnsucht heutiger Männer und Frauen.

Ulrike Metternich

Ulrike Bail/Renate Jost (Hrsg.), Gott an den Rändern. Sozialgeschichtliche Perspektiven auf die Bibel, Gütersloh 1996.

Mieke Korenhof (Hrsg.), Mit Eva predigen.

Dieses Buch ist ein anderes, neues Perikopenbuch, entwickelt aus der Sicht von Frauen aus der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Bestelladresse: Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V., Postfach 32 08 08, 40423 Düsseldorf, Fax 0211/91511-66; Tel. 0211/91511-26.

Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, im privatrechtlichen Arbeitsverhältnis.

Die vorliegende Arbeit zeigt auf, was in der Schweiz als sexuelle Belästigung im juristischen Sinne zu verstehen ist, welche gesetzlichen Normen sie erfassen, welche Pflichten dem Arbeitgeber daraus erwachsen und welche Folgen bei Nichtbeachtung dieser Pflicht entstehen können. Verlag Rüegger AG, Chur.

Vorankündigung

Mieke Korenhof (Hrsg.), Gehen. Trennungs- und Scheidungsliturgien.

Gehen enthält liturgische Vorschläge für heterosexuelle Frauen und Männer, die geschieden sind oder getrennt leben; für lesbische Frauen, die sich getrennt haben; für Frauen, die sich aus einer Gewaltbeziehung gelöst haben; für in Trennung Lebende.

Erscheint voraussichtlich im 2. Quartal 1996, Vorbestellungen möglich.

Bestelladresse vgl. oben (Presseverband der Evangel. Kirche).

Berichte

Jahresversammlung der IG-Feministische Theologinnen vom 23. März 1996 in Bern

Jede Mitgliederversammlung besteht sozusagen aus Fleisch und Knochen, obwohl jede Frau die Anatomie einer solchen Veranstaltung unterschiedlich beurteilen mag. Bei aller Subjektivität der Interessenlagen ist doch wahrscheinlich das Interessanteste an solchen Treffen, das Filetstück dabei, die Möglichkeit, Frauen, die man mag, aber nicht so häufig sehen kann, zu treffen; zusammensitzen, zu schwatzen, die neuesten Neuigkeiten auszutauschen...

Nicht, dass der gut vorbereitete und recht peditiv abgewickelte inhaltliche Teil bloss aus Knochen bestanden hätte, aus Jahresrechnung und Budget und Jahresbericht und Wahlen (und was wäre das Fleisch ohne dieses tragende Gerüst); es ging auch um Fragen wie beispielsweise die Festlegung von Honoraransätzen der IG-Frauen für Vorträge, Wochenenden etc., um unser Interesse an Weiterbildung, um die Möglichkeiten eines Frauen-Pools (Vermittlung von Frauen, die zu bestimmten Themen angefragt werden können), und um die Kritik der IG an der Neuübersetzung der Zürcher Bibel (fast ausschliessliche Männerbeteiligung) und unsere Forderung einer Total-Revision unter feministischen Gesichtspunkten, um nur einige Punkte zu nennen.

Der Nachmittag war vollumfänglich der Diskussion des Entwurfs der schweizerischen Sektion der griechisch-schweizerischen Vorbereitungsgruppe der ESWTR-Konferenz (Europäische Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen) 1997 auf Kreta mit dem Titel «Quellen feministischer Theologie» gewidmet: einer spannenden und konflikthafter Auseinandersetzung mit Fragen rund um unseren Bezug zur christlichen und vorchristlichen Tradition, aber auch zur Frauengeschichte und zu Frauengestalten der Gegenwart als Quellen des Glaubens; zur Frage nach unserer Spiritualität und Frömmigkeit, zu unseren Quellen der Hoffnung und den Wurzeln der Kraft, die unser Engagement für mehr Gerechtigkeit trägt. Fragen, die auch all jene, die nicht nach Kreta reisen werden, in Bewegung halten.

Silvia Strahm Bernet

Zur Entlassung von Maria Brun, Informationsbeauftragte der Schweizerischen Bischofskonferenz: Opfer von Umstrukturierungsmassnahmen oder Störfaktor?

Die Pressemitteilung vom 27. April hat in breiten Kreisen Befremden und Ärger ausgelöst: Maria Brun, Dr. theol., seit Jahren als Informationsbeauftragte der Schweizerischen Bischofskonferenz tätig, wurde gekündigt, weil ihre Stelle umstrukturiert werden soll. Diese hat bis anhin loyal, aber eigenständig funktioniert und soll nun dem Sekretariat der Bischofskonferenz unterstellt werden. Personell bedeutet dieser Entscheid die Entfernung einer kompetenten, selbständig denkenden Frau aus einem wichtigen Arbeitsfeld innerhalb der Schweizer Kirche. Strukturell handelt es sich um einen besorgniserregenden Schritt weg von Transparenz und Partizipation in Richtung Gleichschaltung. Dies bestätigt den Verdacht, dass es sich hier um einen Machtkonflikt handelt: Frauen sind nach wie vor ein Störfaktor in diesen «Männer-Macht-Gremien» der katholischen Kirche.

Enttäuschend ist auch das Vorgehen der Bischöfe, die sich an ihre gemeinsam getroffene Abmachung, die Vertragsauflösung erst im Juni publik zu machen, nicht gehalten haben und, ohne mit Maria Brun Rücksprache zu nehmen, die Presse informierten. Gegenüber der Presse hat sie ihrerseits Kritik geäussert am Verhalten der Bischöfe. Dieses Vorgehen wird ihr vom Sekretär der Bischofskonferenz, Pater Roland Trauffer, als Illoyalität ausgelegt, knapp eine Woche später wird ihr Arbeitsvertrag fristlos aufgelöst. Die Praxis, das Benennen gravierender Fehler selber zum Unrecht zu erklären, zeugt nicht von Sorgfalt und Führungsverantwortung und verdeutlicht den zynischen Umgang gewisser Kirchenmänner mit ihrer Macht: Sie immunisieren sich gegenüber der Problematik ihres Vorgehens und distanzieren sich so guten Gewissens von der Verantwortung für ihr unfaires Verhalten.

Li Hangartner

«Courage and Compassion» – Begegnung mit Carter Heyward auf dem Leuenberg, 11. Mai 1996

Carter Heyward lehrt an der Episcopal Divinity School in Cambridge/Mass. Sie war eine der elf ersten Frauen, die 1974 unerlaubterweise ordiniert worden sind. Heyward steht in der Tradition des jüdischen Denkers Martin Buber und nimmt die Bezogenheit menschlicher Existenz zum Ausgangspunkt ihres Theologietreibens.

Carter Heyward erzählte uns offen aus ihrer Biographie: nicht aus exhibitionistischer Lust (aber vielleicht auch?), sondern darum, weil wir unsere Biographien ernstnehmen müssen, wenn wir verstehen wollen, wie Gott wirkt. Ernstnehmen heisst:

- Die Biographien anschauen, wie sie sind.
- Unser eigenes Leben als Teil der Imago Dei begreifen (als Abbild Gottes); nur durch das Mit-Teilen werden unsere Verbindungen auch klar.
- Unsere Unterschiedlichkeiten begrei-

fen lernen, nicht nur in Angst und Abgrenzung, sondern vielmehr als Ursprung kultureller Wurzeln und Dimensionen unserer Identität. Ein Schlüsselbegriff ist für Carter Heyward «goddung». Das Verb schliesst Gott mit uns Menschen zusammen dort, wo wir Gott zu leben versuchen, wo wir die Beziehungsmacht aufnehmen, die uns umgibt, um schöpferisch auf eine Welt der Gegenseitigkeit hinzuarbeiten.

Die Angst vor unseren Unterschieden hält uns klein, isoliert voneinander, unter unseren Möglichkeiten. Der Glaube, dass wir in Krisensituationen von denen, die uns umgeben, ermutigt werden, vertreibt die Angst.

Goddung meint Kämpfen für Beziehung – nicht nur zwischenmenschliche, sondern kosmische.

Goddung ist das Spüren der kosmischen Energie/Kraft/Power in Traditionen, die uns mit unseren VorfahrInnen verbinden, in allen Lebewesen, in der unbelebten Natur. Doch geht es Carter Heyward nicht nur ums «Spüren».

Unterschiede unter uns müssen wir benennen, nicht nivellieren. Wir können feiern, dass wir unterschiedlich sind, austauschen in einem Geist der Gegenseitigkeit. Dies ist für sie der erste Schritt auf Non-violence, Gewaltfreiheit hin. Denn unsere Angst vor einander nennt sie den Ursprung von Sünde/des Bösen in der Geschichte. Das Böse deutet sie als «Handeln, als ob wir nicht Schwestern und Brüder wären» oder als «Resultat unserer Gier, Gewalt, Lüge, Unterdrückung.» Böses können wir durch Angst nicht rückgängig machen, sondern nur durch «courage and compassion». Mut aber bedingt Angstbewusstsein. Angst gehört zu unserer Biographie. Sie aber nicht überhandnehmen zu lassen – aus Solidarität, aus tiefer Verbundenheit mit der schöpferischen Macht heraus, ist eine Herausforderung für uns. Solidarität vertreibt Angst. Gemeint ist eine differenzierte Solidarität im Anerkennen der Unterschiedlichkeiten.

Luzia Sutter Rehmann

Geh zu meinen Brüdern

Mit diesen Worten setzte der alt-katholische Bischof Joachim Vobbe Angela Berlis und Regina Pickel-Bossau in ihr Amt als Priesterinnen ein. Was die einen beunruhigt, erfreut die anderen. Die 1870 entstandene Protestbewegung gegen das römische Unfehlbarkeitsdogma und bald darauf gegründete Kirche weihte am Pfingstmontag weltweit die ersten Frauen. Dies ist von besonderer Brisanz, weil das Bischofsamt in der alt-katholischen Kirche (im Unterschied zur anglikanischen) in der apostolischen Nachfolge steht, d.h. von Rom anerkannt ist. Die Priesterinnenweihe wurde somit in gültiger Weise vorgenommen. Das heisst, dass für Rom die Weihe der beiden Frauen zwar unerlaubt, aber wirksam ist.

In seinem Herdenbrief vom Februar dieses Jahres betonte Bischof Vobbe, dass mit der Priesterweihe von Frauen kein neuer Glaubensartikel und kein neues Amt geschaffen würde. «Wir entfalten etwas, das

vom Neuen Testament her mindestens nie ausgeschlossen und verboten wurde und das mal im Verborgenen, mal öffentlich, immer da war: den Leitungs- und Verkündigungsdienst an Gemeinde und Kirche auch durch Frauen. Dies schliesst die Eucharistie, die für uns unvermindert und unverändert das Sakrament des sich uns im Brot und Wein schenkenden Christus bleibt, selbstverständlich mit ein.» Gleichzeitig ist er sehr realistisch bezüglich «Hoffnungen» oder «Befürchtungen» jener, die mit der Frauenordination gewisse Änderungen in der Kirche verbinden. In verschiedenen Voten von eingeladenen Frauen kam zum Ausdruck, dass die beiden Priesterinnen einem grossen Erwartungsdruck ausgesetzt seien. Sie wünschten ihnen Freundinnen zur Seite, die ihnen helfen, sich dieser Herausforderung zu stellen.

Gruss-Botschaft an die beiden Priesterinnen der alt-katholischen Kirche Deutschlands

Liebe Angela Berlis
Liebe Regina Pickel-Bossau

Heute tretet Ihr die Nachfolge zahlreicher Frauen der urchristlichen Kirche an: Sie verkündeten das Evangelium, gründeten Hausgemeinschaften, standen den Gemeinden vor und waren in der Diakonie tätig.

Wir freuen uns darüber: Die Solidarität mit anderen Kirchen und allen Frauen, die sich seit Jahren für die Frauenordination ausgesprochen haben, ist ein deutliches Zeichen. Es wäre zu wünschen, dass die Haltung Eures Bischofs, Joachim Vobbe, auch unsere Bischöfe ermutige, diesen Schritt zur praktischen Einführung der Frauenordination in den einzelnen Teilkirchen und damit auch die Auseinandersetzung zu wagen.

Die Frauenordination löst das Problem des Patriarchats in den Kirchen nicht, nur ein fundamentaler Abbau des Klerikalismus und der Hierarchie kann dazu in der Lage sein. Deshalb ist es von grösster Bedeutung, dass wir – Frauen und Männer gemeinsam – das Ideal einer erneuerten, demokratischen Kirche, das Ideal der «Nachfolgemeinschaft von Gleichen» (E. Schüssler Fiorenza) anstreben in allem, was wir tun.

Eure Weihe bedeutet die Übernahme eines Amtes in einer patriarchalen Institution, und die zentrale Frage ist, wie Ihr dieses Amt ausfüllt. Sich selber nicht in die Hierarchie einbinden zu lassen, braucht Mut, Klarsicht und die liebevoll-kritische Begleitung von Freundinnen in- und ausserhalb der Kirchen.

Kirche hat nur den Zweck, das zu verwirklichen, was mit Reich Gottes gemeint ist, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Welt herzustellen.

Auf diesem Weg mögen Euch Eure Vorschwestern begleiten:
Hanna, die aus der Lebenstraugigkeit aufgebrochen ist;

Hagar, die gegen ein Leben in Fremdbestimmung kämpfte;
Pua und Schiphra, die in der Besinnung auf ihre weibliche Macht mutig, schlau und kompromisslos für das Leben Widerstand leisteten;
Die Prophetin Mirjam, die in ihrem Loblied auf Gott das Ende jeder Herrschaft besang;
Rizpa, die in stummem Protest die Todesstruktur durchbrach;
Vashti, die sich den geilen Blicken der Männer verweigerte, um ihre Integrität zu bewahren;
Tamar, die sich das Wissen um eine selbstbestimmte Sexualität zunutze machte gegen die patriarchalen Strukturen;
Rut, die in Liebe zu Noomi alles verliess, was sie hatte: Familie, Land, Glauben und ihr traditionelles Frauenleben;
Die Unbekannte, die Jesus salbte: sie hat das getan, was sie tun konnte.

Ihre Liebe und Leidenschaft für das Leben, ihr Zorn und Mut erfülle Euch und gebe Euch die Kraft zu machtvollen Handeln.

In herzlicher Verbundenheit
für die Frauen der FrauenKirche Luzern
Li Hangartner / Silvia Strahm Bernet

Hinweise

«Frauen und Männer gegen Gewalt an Frauen.»

Tagung des NOKS (Netzwerk offene Kirche Schweiz), vorbereitet von: Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung, Schweizerischer katholischer Frauenbund und Männerbüros, in Zusammenarbeit mit dem Romero-Haus, Luzern.

16. November 1996 im Romero-Haus, Luzern. **Bitte Datum reservieren!**

100 Jahre Lesbengeschichte im Spiegel der Literatur

Literaturkurs für Frauen mit Madeleine Marti, Paulus-Akademie Zürich, 3./10./17./24. September und 1. Oktober, jeweils 19.00 bis 21.00 Uhr.

Ritualeiterin werden

Ein 3jähriges Bildungsangebot für Frauen, die Lust haben, sich in eine Gruppe von Frauen und auf die Natur mit ihren angenehmen und widerständigen Seiten einzulassen. (Jahreslauf-Lebenslauf; Gesetzmässigkeit von Ritualen, Heilige Plätze, matriachale Symbole, Rituale kreieren, Bewusstsein für Frauengeschichte, Frauensozialisation schärfen, stimmige Formen von Spiritualität für politisches und persönliches Engagement entwickeln etc.).

Informationsabend: 25. September 1996 in Zürich (Anmeldung bei Marianne Schneider, «Ort für visionäre Frauenbildung», Tel. 01/422 81 37).

«Wer spricht, wenn ich spreche?»

Meine Biographie im Kontext von Zeit-

und Frauengeschichte.

Studienwoche für Frauen an der Paulus-Akademie Zürich vom 7. bis 11. Oktober 1996.

Unterwegs ... dem Wasser auf der Spur

Eine Kurswoche für Frauen im Untergadin, 10. bis 17. August 1996. Es geht darum, das Element Wasser neu zu entdecken beim Wandern oder bei alltäglichen Verrichtungen, Neues zu erfahren über die Bedeutung des Wassers früher und heute und sich der Symbolik rund ums Wasser auf verschiedene Weise anzunähern.

Elemente der Woche. Wanderungen, Bewegung, Tanz, Gespräche...

Nähere Informationen oder Anmeldung bei: Hanna Ley Bachmann, Säntisstrasse 14, 8308 Illnau, Tel. 052/346 16 22.

Offene Stelle

Das schweizerische ökumenische Friedensprogramm SöF ist ein Zusammenschluss von verschiedenen christlichen Organisationen, kirchlichen Hilfswerken und Friedensorganisationen. Es hat zum Ziel, das Friedensbewusstsein und -engagement von Kirchen und Christinnen und Christen zu stärken sowie Friedenseinsätze zu planen und zu vermitteln.

Für unser Sekretariat suchen wir eine/n

Koordinator/in

Aufgaben

- selbständige Führung des Sekretariats
- Mitarbeit im Vorstand
- inhaltliche Mitarbeit (z.B. Planung einer Ausbildung für FriedensarbeiterInnen)
- Vernetzung mit Organisationen im ökumenischen Bereich

Anforderungen

- Erfahrungen in Administration und Planung
- Erfahrung im ökumenischen Bereich und/oder in Friedensarbeit
- Deutsch und Französisch in Wort und Schrift

Arbeitsaufwand: 10 bis 15 Stunden pro Woche

Arbeitsbeginn: per sofort oder nach Vereinbarung

Wenn Sie interessiert sind, gemeinsam mit engagierten Frauen und Männern eine junge Friedens-«Unternehmung» aufzubauen und zu verankern, freuen wir uns auf Ihre Bewerbung (bis 8. Juli an: Carmen Jud, SöF (cfd), Postfach, 3001 Bern).

Auskunft erhalten Sie durch die jetzige Stelleninhaberin
Annette Keller, 031/301 40 65 oder bei der SöF-Präsidentin,
Carmen Jud, 031/301 60 06/07.

Ich bin, die ich bin

Lesbische Identitäten in Widersprüchen. Eine Tagung für Lesben und andere Frauen in und ausserhalb der Kirchen. 31. August/1. September 1996 im Gwatt-Zentrum.

Gutsein und schön sein

6. Ausbildungskurs Feministische Theologie, Boldernhaus Zürich vom 26./27. Oktober 1996 bis September 1997 (Tel. 01/261 73 61).

Visionen einer befreienden Schöpfungs- theologie in einer bedrohten Welt

(mit Helen Schüngel-Straumann/Luzia Sutter Rehmann)

2. Frauenforum Feministische Theologie in Stuttgart vom 12./13. Juli 1996.

2. Aargauisches FrauenKirchenFest

Freitag, 23. August 1996, Katholische Kirche Windisch.

Kontaktadresse: Marianne Pfändler, Hübelweg 2, 5106 Veltheim.

Baselbieter FrauenKirchenFest

FrauenPatchwork – suchen – streiten – feiern. Ab 1. September in Liestal.

4. Luzerner Frauen-Kirchentag

«Lasst uns aus der Rolle fallen... damit wir aus der Falle rollen.» Zum Thema Frauen-Arbeit. Samstag, 21. September 1996 in den Räumen des Kantonsspitals Luzern.

Detailprogramm: Verein Frauen und Kirche, Postfach 4933, 6002 Luzern.

Frühen Frauengestalten auf der Spur sein

Feministische Werkstatt auf dem Leuenberg, 21./22. September 1996.

Fast eine Heilige, fast eine Hexe

Über Hildegard von Bingen (mit Ingrid Riedel), Schloss Beuggen, Rheinfelden, 27. bis 29. September 1996.

WER möchte LEBEN ohne den TROST der BÄUME

Bewegungs-Seminar, 28. bis 30. Juni auf dem Leuenberg.

Einkehren und Gast sein

Ort der Begegnung für Frauen; Schwesternschaft Diakoniewerk Neumünster, Zollikerberg Zürich.

Monte Vuala

Ferien-, Schulungs- und Kurshotel für Frauen, Neues Programm Mai bis Oktober 1996 (Walenstadtberg 081/735 11 15).

Projektstelle «Armut wahr-nehmen» eröffnet!

Unter dieser Bezeichnung besteht seit

März 96 ein mit einer 50%-Stelle dotiertes Projekt. Die Sensibilisierung für Armut, wie sie in unserem unmittelbaren Umfeld existiert, ist Hauptzweck der Projekts. Ansprechpartnerinnen sind Kirchengemeinden, Pfarreien und andere kirchliche Gruppierungen. Zurzeit sucht die Stelle Kontakt zu Gruppen und Personen, die bereits aktiv sind im Bereich Armut und Ausgrenzung. Ihre Initiativen und Projekte sollen bekanntgemacht werden in der Absicht, weitere Kreise zu inspirieren, sich mit dem Thema zu befassen.

Interessierte wenden sich bitte an:

Christine Schneider, c/o HEKS Inland, Forchstrasse 282, Postfach, 8029 Zürich, Tel./Fax 01/422 49 40.

European Women's College, Zürich, Feministisches Kompaktstudium

Nachdem im Herbst 1995 das Feministische Grundlagenstudium begonnen hat, bietet sich ab Herbst 1996 die Gelegenheit, diesen Studiengang als Kompaktstudium zu absolvieren. Die Inhalte des Grundlagenstudiums werden in Blöcken von ein bis zwei Wochen bearbeitet. Darüber hinaus werden verschiedene Themen

aus der Sicht der Frauenbewegung in mehreren Ländern Europas vorgestellt.

Erste Hälfte des Kompaktstudiums: Zweieinhalb Blöcke von Herbst 1996 bis Herbst 1997 in Boldern/Männedorf bei Zürich: «**Identität und Praxis der Befreiung**». Wir entdecken unser Leben als Quelle von Kraft und Befreiung. Ausgangspunkt sind die eigene Biographie und Lebensdarstellungen anderer Frauen.

Zweite Hälfte des Kompaktstudiums: Dreieinhalb Blöcke von Frühjahr 1998 bis Sommer 1999. Treffen mit Frauen und Frauenbewegungen anderer Länder in Genf, Prag und Barcelona. Im Mittelpunkt der Begegnungen und des gemeinsamen Studiums stehen Fragen, mit denen Frauen unweigerlich konfrontiert sind: Körper, Arbeit, Beziehungen, Zugehörigkeit zu Ethnie und Nation.

Orientierungsseminar: 24. August 1996 im Boldernhaus, Zürich.

Das Team: Elisabeth Raiser-v. Weizäcker, Reinhild Traitler-Espiritu und Heidi Witzig.

Anmeldeunterlagen und weitere Informationen: Boldernhaus Zürich, Voltastr. 27, 8044 Zürich, Tel. 01/261 73 61.

FAMA-Sommerputzete 1996

(Unser Lager quillt über...)

Gegen Porto-Kosten und freiwilligen Beitrag sind folgende FAMA-Nummern für Tagungen, zum Auflegen, für thematische Gruppenarbeiten, zum Kennenlernen... abzugeben:

Jetzt bestellen!!!

Karte an: Verein FAMA, Postfach 300, CH-4012 Basel oder

Telefon an: Monika Hungerbühler 061/381 97 71

*Die Zahl in der Klammer bezieht sich auf die noch vorrätigen Hefte

4/86 Lasst uns Menschen machen (36)

4/87 Landnahme (47)

2/88 Erlösung (34)

4/88 Frauen-Widerstand (37)

2/89 Drinnen – Draussen (18)

4/89 Mitleid (21)

1/90 Frauen-Arbeit (20)

2/90 Feministische Patriarchinnen – patriarchale Feministinnen (47)

3/90 Rollenbilder (13)

1/91 Antijudaismus (19)

2/91 Frauenblicke auf die Schweiz (13)

4/91 Feministische Theologie auf dem Lande (60)

1/92 Conquista (76)

2/92 Wut (64)

3/92 Feindbilder-Friedensvisionen (77)

4/92 Theodizee – der Riss in der Schöpfung (57)

2/93 Tugenden – Untugenden (109)

3/93 Blick über die Grenzen (144)

4/93 Frauen-Science-fiction (275)

1/94 Alte Bilder – neu (216)

2/94 Fatimas Töchter (335)

3/94 Multikulturalität (126)

4/94 Heldinnen (220)

1/95 Schwestern über Kontinente (3. Welt-Theologinnen) (220)

2/95 Heiliges Feuer (354)

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Barbara Seiler, Zürich
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.–
GönnerInnenabo Fr. 30.–
Auslandabo: Fr. 26.–/DM 28.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Herumtreiberinnen (Silvia Strahm Bernet)	3
«Es drängte sie, die Welt zu sehen.» Reisendeninnen im 19. und 20. Jahrhundert (Li Hangartner)	4
Ausflüge ins Universum (Luisa Francia)	6
Reiseführer durch das Internet (Katrin Gygax)	7
Hosenträgerinnen (Silvia Strahm Bernet)	8
Hose, Zigarre und Bubikopf. Frauen in Männerkleidern: Inszenierung oder Anpassung? (Natalie Raeber)	10
Dina – oder von der Gefahr weiblicher Neugier (Monika Hungerbühler und Doris Strahm)	12
Vagabundieren als Beruf – warum nicht? (Yvonne Volken)	13
Was fasziniert denn an den Herumtreiberinnen? (Dorothee Dieterich)	14
Literatur zum Thema und Neuerscheinungen	16
Forum	17

In eigener Sache

Liebe FAMA-Leserinnen. Leider ist die letzte FAMA «Lieber barbusig als barfüssig» bei einigen von Euch mit fehlenden resp. doppelten Seiten angekommen, wofür wir uns an dieser Stelle entschuldigen möchten. Bitte meldet Euch doch bei uns. Wir schicken Euch gerne umgehend eine neue, bar eines solchen Fehlers!

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Das Thema der nächsten Nummer lautet: **Altern** (September)

Gesucht: Studienleiterin im Forum für Zeitfragen

Luzia Sutter Rehmann, Leiterin der Projektstelle für Frauen im Forum für Zeitfragen der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt verlässt auf den 30. August 1996 ihre Stelle. Es wird eine Nachfolgerin für diese 50%-Studienleiterinnen-Stelle gesucht. Interessentinnen wenden sich bitte an das Forum für Zeitfragen, Maiengasse 64, Postfach, 4009 Basel, Tel. 061/382 88 04.

Bildnachweis

- S. 6: Luisa Francia, von: Inea Gukema, Tutzing
Die anderen Bilder stammen aus folgenden Büchern:
- Titelbild
und S. 10,11: Adele Meyer (Hrsg.), Lila Nächte. Die Damenclubs im Berlin der Zwanziger Jahre, Berlin 1994
- S. 3,4,5: Lydia Potts (Hrsg.), Aufbruch und Abenteuer, Frauen-Reisen um die Welt ab 1795, Frankfurt am Main 1995
- S. 8,9,14,15: Gundula Wolter, Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose, Marburg 1994

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Dorothee Dieterich, Kartausgasse 11, 4058 Basel
Luisa Francia, Seeuferstr. 31, 82541 D-Ambach
Katrin Gygax, Auf der Mauer 3, 8001 Zürich
Li Hangartner, Eichmattstr. 4, 6005 Luzern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel
Natalie Raeber, Krongasse 14, 6003 Luzern
Doris Strahm, Gotthelfstr. 89, 4054 Basel
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Yvonne Volken, Eichmattstr. 19, 6005 Luzern